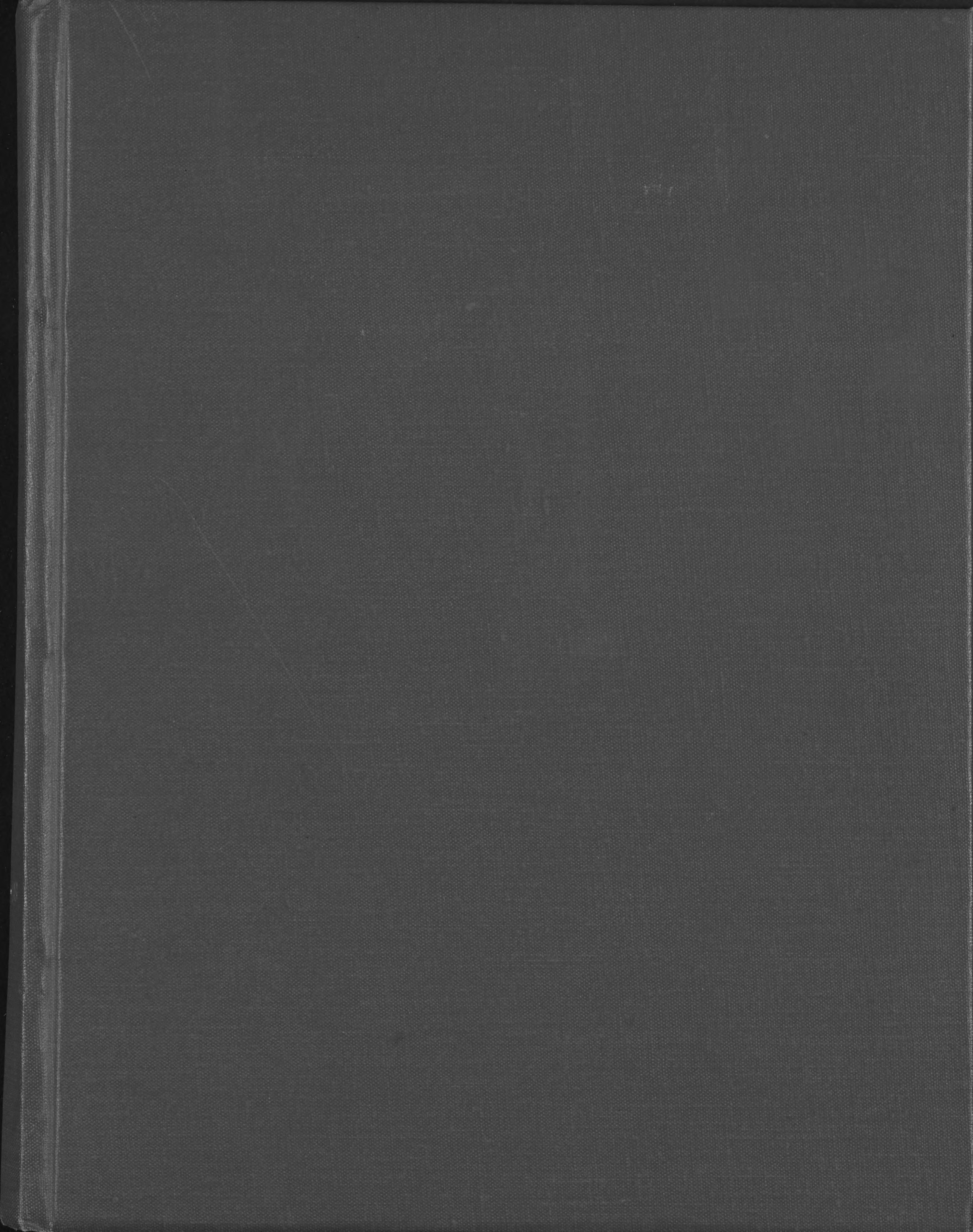
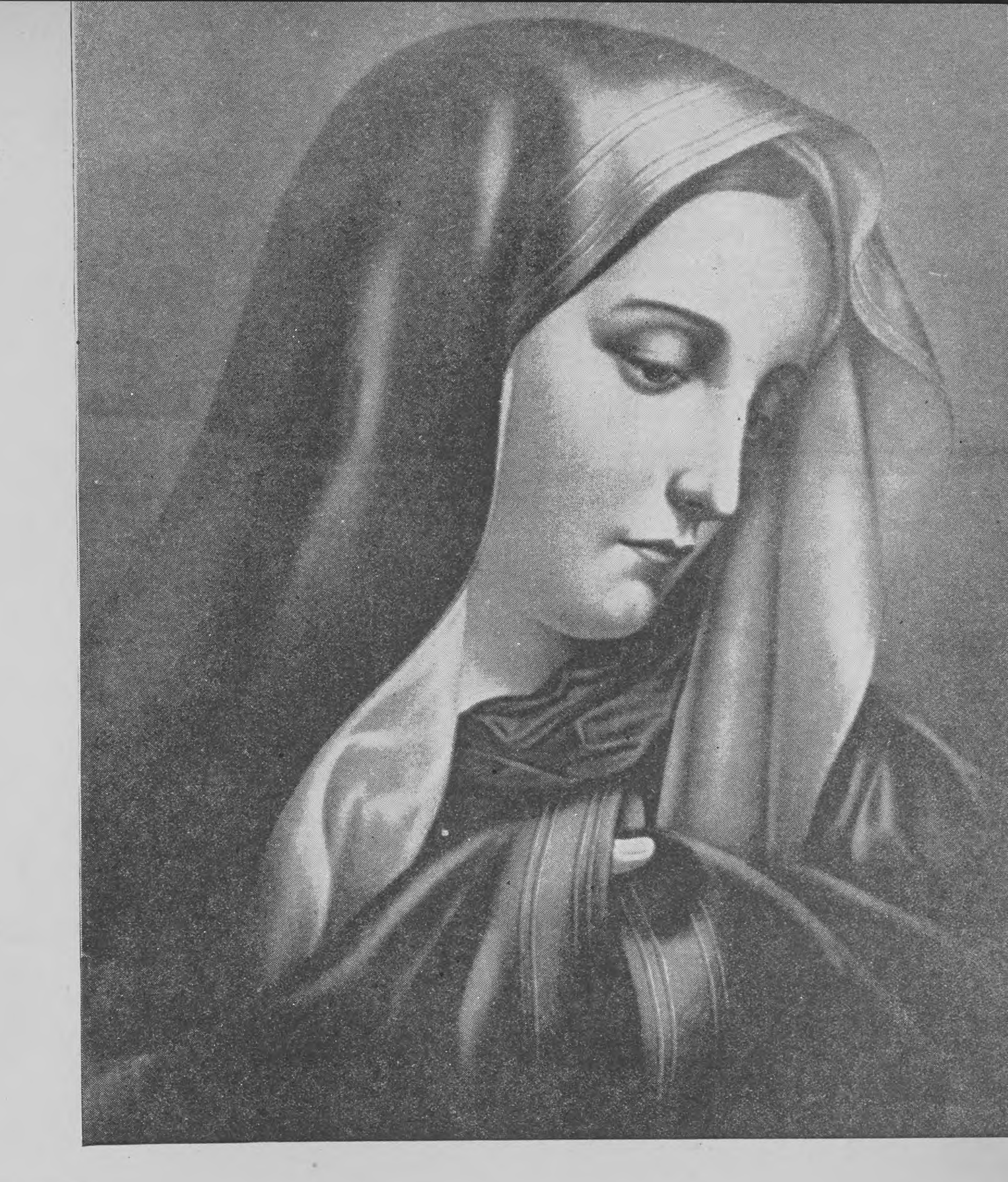








Oktober 1947



DER MARIENBOTE

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß“, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

No. 1 Regina, Sask., Oktober 1947 16. Jahrgang

Dies und Das

Maria Mit frommem Mariengruß beginnt der Marienbote heute seinen sechzehnten Jahrgang. Der Gottesmutter Bote ist er, und er wird auch in Zukunft seine Aufgabe darin sehen, zu verkünden, was uns von Maria kommt. Armselig sind wir in unserer Sünde und in unserer Not. Sie aber ist groß und heilig, groß und heilig auch in ihrer gottdurchdrungenen Mütterlichkeit. Auch nicht der allerkleinste Schatten jener Häßlichkeiten ist an ihr, die des Menschen Herz und Auge und Hand verunreinen und deren erschauerndster Ausdruck uns anstarrt aus den Blicken der hoffnungslos Hungernden und Millionen Gehetzten; aus den Trümmern der Städte und aus den Ruinen der Geister, die trotz des Jahrhunderts der Wissenschaft, das sie erreicht, kein Morgen des Friedens und des sicheren Brotes geben können.

Hundertfach, hat der Herr gesagt, wird von den Himmeln zurückgegeben werden, was der Mensch an Gott hinschenkt.

Von Maria erhielt Christus Fleisch und Blut. Leben von ihrem eigenen Leben gab sie ihm. Vom Heiligen Geiste hatte sie empfangen, es war aber doch Blut von ihrem Blut, was Christus in Seiner Fleischwerdung von ihr empfing.

Und hundertfach gab er ihr dieses Geschenk zurück. Er gab ihr Leben von Seinem Leben. Ein Leben, das nicht „aus dem Geblüt, nicht aus dem Wollen des Fleisches und nicht aus dem Wollen des Mannes, sondern aus Gott geboren ist“, sagt die Heilige Schrift.

Mit göttlichem Leben erfüllte Christus Seine Heilige Mutter. „Du bist voll der Gnade“, begrüßte der Engel sie, und diese Gnadenfülle ist nichts anderes als das Leben Jesu in Maria durch die Kraft des Heiligen Geistes, so daß Maria in aller Wirklichkeit von sich sagen konnte und immer noch sagen kann: „Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir“. (Galater, 2, 20)

Die Fülle des Lebens Jesu ist in Maria so weit, wie ein Mensch die Unendlichkeiten der göttlichen Geheimnisse in sich fassen kann. Und diese göttlichen Herrlichkeiten in Maria haben uns jene Madonna gegeben, die wir heute als „liebliche Jungfrau“ und als „wundersame Jungfrau“ begrüßen. In ihr sehen wir das strahlendste Vorbild des verchristlichten Menschen vor uns stehen. Ein Vorbild, das in lebender Sprache der Menschheit die Erlösungswege Gottes kundtut: Erlösung kommt nur durch Verchristlichung des Lebens und des Leidens des Menschen, so daß es zum reinen, durchgöttlichten Leben und Leiden Jesu im Menschen wird.

In Maria, der reinen Jungfrau und der Mutter der Schmerzen wurde diese Durchchristlichung verwirklicht. Sie wurde ihr als Gnade gegeben. Diese Gnade kam ihr aber nicht nur zu ihrer eigenen Verherrlichung. Maria wurde „voll der Gnade“, damit sie auch uns zur Gnade ver-

helfe, die da heilig macht. Wie sie an der Fleischwerdung und am Opfertode Jesu Anteil hatte, so nimmt sie auch jetzt teil an der erlösenden Begnadung der Jammernden, die da aus dem Tale der Tränen aufschreien zum Himmel der Liebe und des Erbarmens.

Uns zur Mutter wurde sie gegeben. „Fürsprecherin“ nennen wir sie und „Mutter der Gnade“. Denn durch ihre Hände geht alle Gnadenkraft, die uns vom ewigen Vater kommt. Sie ist und sie will sein die „Immerwährende Hilfe“, die „Zuflucht der Sünder“, die „Trösterin der Betrübten“ und die „Hilfe der Christen“.

●

Unwirkliche Frömmigkeit? Wir schreiben wieder einmal fromm. Vielen Leuten sind derartige Worte fürs Gebetbuch passend, nicht aber für den Leitartikel einer Zeitschrift, die Aufklärung und Führung bringen soll. Frömmigkeit ist ihnen etwas „Unwirkliches“. Wirklich sind nur Dinge, die etwas Festes in die Hand geben, wie z.B. Geld, Politik und Wissenschaft.

Die alte Sünde und die verderbende Blindheit unseres Zeitalters hat noch nicht einmal begonnen, auszusterben. Selbst ernste Katholiken scheinen nicht zu wissen, daß Gott immer noch die allergrößte Wirklichkeit aller Wirklichkeiten ist. Selbst ernste Männer können immer noch nicht verstehen, wie weit von jeder „Menschenfreundlichkeit“ jenes Jahrhundert steht, das wir prahlend als Zeitalter der „Wissenschaft und der Staatskunst“ hervorheben. Denn so ist es auch in unseren Tagen, daß man trotz aller erschauernden Erfahrung zu ihnen, zur Wissenschaft und zur Staatskunst, aufschaut und in ihnen alle Hoffnung der Erlösung sucht.

Nicht aus Gott sind diese zwei Erlöser, wie wir sie heute haben und pflegen, geboren, sondern aus sündendurchtränkter Menschlichkeit. Ihre Fleischwerdung hat ein grauenhaftes Untier hervorgebracht. Wo es hintritt, da schreien die unter den Trümmern ihrer eigenen Häuser und Städte verschütteten Menschen auf — und die anderen bangen und zittern vor den dunklen Wolken, die sein Herannahen verkünden. So wie heute jene bangen und zittern, die Augen haben und sehen können.

Keine Wissenschaft und keine Staatskunst kann uns helfen. Die Tränen und der Jammer, wie sie die Welt noch nie gesehen, sind bereits da. Und auch die Furcht vor dem morgigen Tage ist unter uns, und nichts kann gebaut werden, das wirkliche Hoffnung auf Erlösung gäbe. Nur Weisheit kann noch helfen.

Der Anfang aller Weisheit ist jedoch die Furcht des Herrn. Die Furcht, daß die Fleischwerdung des Göttlichen in der Menschheit und im Menschen zertrümmert werden könnte. Jene Fleischwerdung, die sich uns in Jesus, und auch in Maria, so strahlend offenbart. Wir brauchen nicht zu werden wie die Bäume der Wälder und die Vögel der Lüfte, die da nichts wissen vom Elend des menschlichen Lebens; die da die Sonne nehmen und die Stürme wie sie kommen; die vieles sorglos überleben, ohne an Herzensqualen langsam dahinsterben zu müssen. Den Menschen ist das Herz zur Lust gegeben, nicht zum Leid. Zur Lust an Gott und — solange er auf Erden lebt — zum Erleben der Leiden Jesu, damit das Selbstsüchtige in ihm ersterbe, wie es in Christus tot war, und das Göttliche mit aller Gerechtigkeit und Liebe in ihm auferstehe und lebe, wie es im wahren Erlöser gelebt hat und immer noch lebt.

Diese Sätze des uralten katholischen Glaubensgutes geben uns die einzige Wirklichkeit aller Erlösung. Weil so wenige sie kennen, ist ihr Licht nicht gesehen. Weil so viele sie nicht wollen, ist ihr Segen uns so fern. Denn ihre Heimat ist da, wo die Heiligen leben, oder wenigstens Menschen, die sich im Lichte ihrer Kreuzeskraft durchheiligen lassen möchten. Die „Erneuerung des Antlitzes der Erde“, die sie bringen möchte, der Wechsel vom Antlitz der Tränen zum Antlitz der Freude, der ihrer Hände Werk ist, setzt jedoch den „neuen Menschen“ voraus, von dem die Heiligen Schriften schreiben. Eben jenen Menschen, der nicht mehr selbst lebt, weil Christus in ihm, in seiner Frömmigkeit, in seiner Liebe und in seiner Gerechtigkeit zum Leben gekommen ist.

Und so sind denn die Worte unserer Leitartikel nicht „unwirkliche Frömmigkeit“, sondern Wegweiser zur einzigen Wirklichkeit, die wahr ist und ewig. Maria ist uns das große Vorbild dieser Wirklichkeit — und die große, mütterlich sich uns zuneigende Mittlerin des Lebens, das von dieser Wirklichkeit kommt.

Möge die himmlische Jungfrau auch dieses Jahr ihren kleinen Boten unter ihren Schutz und Schirm nehmen, damit er weiterhin nur immer das Große verkünde, Licht bringe, zur Erlösung führe, und selbst immer würdig bleibe des schönen Namens „Marienbote“.

Der Schriftleiter.

Der Freitag

von P. Otto Hophan, Stans

Der Freitag ist, christlich gesehen, so hehr und feierlich wie der Sonntag, doch in Gehalt und Gepräge von diesem wesentlich verschieden. Beide, Sonntag und Freitag, begehen eine Trilogie, der Sonntag, das herrliche dreifache Drama des dreifaltigen Gottes, des Vaters in der Schöpfung, des Sohnes in der Auferstehung, des Heiligen Geistes in den stürmischen und doch so klaren pfingstlichen Feuern. Am Freitag hingegen spielte sich das Drama, die Tragödie des Menschen ab im dreifachen Akte seiner Erschaffung, seines Falles, aber auch seiner Erlösung.

Welche Auszeichnung schon der Schöpfer dem Freitag zugedacht hatte, geht deutlich aus dem biblischen Bericht über diesen „sechsten Tag" der ersten Woche der Welt hervor. Alle andern Werke des Schöpfers, das weiße Licht, das blaue Firmament und die blauen Meere, die wogenden Felder und die rauschenden Wälder, die kreisenden Gestirne am Himmel, das Gewimmel des Lebens in den Tiefen und in den Höhen, die Gewalt und Vielfalt der lebenden Wesen auf dem Boden dieser Erde, alles, alles was erst Vorbereitung für das königlichste Werk, das der Schöpfer dem „sechsten", dem letzten und höchsten Schöpfungstag vorbehalten hatte, die Erschaffung des Menschen. „Lasset Uns den Menschen machen als Unser Bild, Uns ähnlich! Und sie sollen herrschen über die Fische des Meeres und über die Flugtiere des Himmels wie über das Vieh und über das Wild des Feldes und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht".

Eine alte, sinnvolle Legende will wissen, daß der Freitag auch der Tag des Falles gewesen sei, jener schrecklichen urmenschlichen Tragödie, welche die Bibel im dritten Kapitel der Genesis erzählt: „Ihr werdet sein wie Gott! Gutes und Böses selber erkennend!", nicht Statthalter nur, sondern eigener Herr, nicht abhängig von einem höchsten Geist, keinem Rechenschaft schuldig als sich allein, sich selbst Gesetz, autonom, nicht heternom!

Wir wissen nicht, ob jene alte Legende recht hat, wenn sie den Fall des Menschen auf einen Freitag verlegt. Doch ist der Name dieses Tages eine ständige und beschämende Erinnerung an den Abfall des menschlichen Geistes von Gott in die Nacktheit seiner Natur. Dieser sechste Wochentag wurde von den Römern „Tag der Venus" genannt, eine Bezeichnung, welche auch in die romanischen Sprachen eingegangen ist, „vendredi" im Französischen, „venerdi" im Italienischen. Venus ist die Göttin der sinnlichen Liebe, der Verhaftung und Verlorenheit an das Fleisch. Im Deutschen heißt dieser Tag „Frei-tag", Tag der Frîa (nicht Freyja!). Diese Frîa, nordisch Frigg, war die deutsche Venus und in nichts tugendlicher als ihre römische Kollegin. Es widersteht dem christlichen Gemüte sehr, gerade diesen erhabenen sechsten Wochentag, den Tag der Erschaffung des Menschen und — wie wir sogleich schreiben werden — seiner blutigen Erlösung nach den beiden liederlichen Frauenzimmern Venus und Frîa benennen zu müssen. Doch liegt anderseits in diesen zwei berüchtigten Namen auch ausgedrückt, daß wir ein gefallenes Geschlecht sind, das nun ein anderes Gesetz in seinen Gliedern trägt, das dem Gesetz des Geistes widerstreitet.

Wir Christen gedenken am Freitag unserer Erlösung durch Christi Kreuz und Blut. Am Freitag, am Tage seiner Erschaffung, wurde der Mensch auch erlöst. Am Tage der Venus zahlte Christus den Preis für unsern Ungehorsam durch Seinen Gehorsam bis zum Tode am Kreuz. Er hat die Tragödie des geschaffenen und gefallenen Menschen zur Trilogie vom wieder gewonnenen Menschen gestaltet, so daß die Kirche beim Vergleich von Erschaffung und Erlösung beteuert: „O Gott, Du hast den Menschen in seiner Würde wunderbar erschaffen, aber noch wunderbarer erneuert"; und bei der Erinnerung an die Sünde des Menschen wagt sie, im Blicke auf die Erlösung, sogar das Wort: „O felix culpa — o selige Sünde, die einen Erlöser verdiente, so groß, so erhaben!" (Oster-



Gottzufriedenes Alter

gesang des Exsultet am Karsamstag). Seither dürfen wir es nie mehr vergessen, daß einmal Einer an einem Freitag für uns gestorben ist. Jeder Freitag soll für den christlichen Menschen etwas vom Karfreitag haben, von seinem Ernste, seiner Trauer und seiner Liebe. Vielleicht wäre es uns möglich, die Erinnerung an Christi Leiden und Sterben mit der gemütvollen Kreuzwegandacht zu begehen; Maria und Johannes sind wohl manchen Freitag jenen schweren Weg wieder abgeschritten, den am Karfreitag der kreuzbeladene Herr hat gehen müssen. Vielleicht fänden wir Zeit zum Gebet des schmerzhaften Rosenkranzes oder doch eines seiner fünf Geheimnisse. Sicher und wenigstens könnten wir am Freitag öfters und andächtiger das Kreuzzeichen machen, das, fromm, nicht flüchtig vollzogen, jedesmal eine Huldigung und Weihung an den Gekreuzigten bedeutet.

Eine sinnvolle Ausprägung hat der Freitag in der neueren Zeit im sogenannten „Herz-Jesu-Freitag" gefunden. Dieser Herz-Jesu-Freitag, der erste Freitag jedes Monats ist weitherum wie zu einem Feiertag geworden. Er stellt die beiden Grundgedanken des Freitags heraus, die Liebe und das Leiden des Herrn, und ist ein stiller Aufruf auch zur Liebe und zur Sühne. Wie die Israeliten die Türeingänge ihrer Häuser in Aegypten, so bezeichnen wir an diesem ersten Freitag die Schwelle eines neuen Monats mit dem Blute des Lammes.

Ueber das bloße und oft blasse Mitfühlen will jedoch die Kirche auch zum eigentlichen Mit-Leiden mit dem Gekreuzigten am Freitag erziehen. Hier liegt der tiefere Sinn der kirchlichen Fastenvorschriften. Nach dem Canon 1252 sind alle Freitage des Jahres Abstinenztage, das heißt Tage der Enthaltung von Fleischspeisen; die Freitage der Fastenzeit und der Fronfastenwoche sind zudem noch Fasttage; Tage einer freiwillig verkürzten Ration. Wie so manche kirchliche Verfügung, so hat auch diese letztlich im Evangelium ihre Wurzel, im Worte Jesu: „Es werden Tage kommen, da der Bräutigam von ihnen genommen ist. Dann werden sie an jenem Tage fasten".

Das Fasten ist nur eine Form der christlichen Buße. Formen können ändern, das Wesen muß bleiben, freilich bedarf das Wesen, auch das Wesen der christlichen Buße, immer auch der Formen, soll es sich nicht verflüchtigen. Jeder Christ wähle am Freitag jene Bußform, die ihm zugeschnitten ist. Wie wäre es, wenn am Freitag die Männer die Zigarren und Zigaretten ließen, die Frauen die dritte Tasse Kaffee, die Kinder — nur die Kinder?— die Schokolade und alle einmal eine Illustrierte? Oder: wenn am Freitag — übrigens nicht nur am Freitag! — der fügsame Radio nicht zu wildem Jazz aufgetrieben würde; denn es nimmt sich merkwürdig aus, wenn ein christliches Haus von diesem tollen Geheul durchlärmt wird an jenem Tag, da Maria neben dem Kreuze ihres Sohnes weinte. Oder, wenn am Freitag das Kino, das Theater, der Tanzsaal nicht besucht würde? Eine gehässige Wochenzeitung entrüstete und belustigte sich vor einiger Zeit über den Erlaß einer katholischen Kantonsregierung, die das Tanzen in der Advent- und Fastenzeit verboten hatte. In einem andern Kanton wurde ein ähnliches Verbot für das Kino angegriffen und die Beschwerde dagegen wurde vom Bundesgericht im Namen der Gewerbefreiheit geschützt. Man muß christlich sein, um solche Einschränkungen in der Genuß- und Gewinnsucht würdigen zu können. Lebendiges Christentum muß von Natur aus die Augenlust, die Fleischeslust und die Hoffart dieses Lebens zurückweisen; denn wir Christen sind auf einen Gekreuzigten getauft, vereidigt. Und eben am Freitag — und an andern Bußtagen wie in der Advent- und Fastenzeit — besinnen wir uns besonders nachdrücklich auf unsere Pflicht zum Kreuz. Das Kreuz ist der schärfste Kontrast und Protest gegen die gottwidrige, schon gegen die ungehemmte Genuß- und Gewinnsucht. Darum ist uns der Kreuztag ein Bußtag. Wir müssen ihm seinen Charakter mit der gleichen Entschiedenheit wahren wie dem Sonntag. Beide, Sonntag und Freitag, sind Angelpunkte des christlichen Lebens, der Sonntag der christlichen Heiligung, der Freitag der Abtötung.

Herbstgang.

Zwischen weißen Birkenstämmen
Schimmert rotgebräuntes Laub,
Und die Stürme rauschend kämmen
Blätter nieder in den Staub.
Blätter, rote. silberbleiche,
Wie der Lenz geschaut sie nie, —
Doch es rauscht durch alle Zweige
Eine Todesmelodie.

Wald! Des Mannes Leben halt ich
Deinen Herbstestagen gleich,
Farbig viel und vielgestaltig,
Doch kein grüner Frühlingszweig!
Lenz du ruh'st auf grünen Kissen,
Herbst, du kannst in Purpur glüh'n!
Ach den Purpur wollt ich missen
Um der Jugend schwellend Grün!

Gertrudis.

Engelsdienst

Wenn die einen Christi Gnadenblut
Segnend durch das Land der Menschen tragen,
Werden andre vor dem höchsten Gut
Jubelnd ihre Himmelsharfen schlagen,
Werden dort wie hier in Weihnachtstagen
Vor dem Christkind ihre Lieder singen
Dürfen sie von dir auch Grüße bringen? —
Laßt die Engel nicht vergeblich fragen!

Eugen von Mazenod

Von Rom kam die frohe Kunde, daß unter dem 11. März 1947 der Seligsprechungsprozeß des Stifters der Oblaten, Eugen von Mazenod, der Prüfungskammer übergeben wurde, die als erste von drei aufeinanderfolgenden kirchlichen Behörden über seinen heroischen Tugendgrad befinden soll. Dieser erfolgverheißende Fortschritt lenkt unsere Augen erneut auf das verehrungswürdige Bild dieses großen Bischofs und Ordensgründers, der kaum hundert Jahren von uns getrennt († 1861) in ähnlich schwieriger Situation wie heute Befreiendes und Beispielhaftes tat. Wir betrachten nur einen Zug seiner Persönlichkeit und seines Lebens, allerdings einen wesentlichen und für uns lehrreichen. Gegenwärtig wird der Ruf nach dem echten Priester des Volkes erhoben. Eugen von Mazenod war in seiner Zeit und für die südfranzösische Provence die Erfüllung dieses Rufes der vielen von Armut, Elend, Leid und Not gezeichneten.

Am Anfang seiner priesterlichen Tätigkeit steht ein Ereignis, das in seiner sprechenden Mächtigkeit Sinn und Sendung seines Priestertums, Priester des Volkes zu sein, sichtbar macht. Es war im Februar 1813, nur vierzehn Monate nach seiner Priesterweihe. Da erregte eine Mitteilung die in allen Pfarrkirchen der provencalischen Hauptstadt Aix angeschlagen war, Aufsehen und vielfach auch Unwillen und Ablehnung in der ganzen Oeffentlichkeit. Auf dem Anschlag wurde bekanntgegeben, daß Herr von Mazenod an jedem der kommenden Fastensonntage in der neuen Magdalenenkirche um sechs Uhr morgens volkstümliche Predigten in der provencalischen Mundart halte. Und zwar lud der junge adelige Priester Mazenod die Arbeiter, Hausangestellten, Armen, Bauern und Bettler zu dieser Predigtfolge ein. Wie ein Lauffeuer durcheilte die Nachricht die Stadt. Der zahlreiche Adel, die vornehmen Bürger und die starke Beamtenschaft war bestürzt. Wie konnte dieser junge, begabte und fein gebildete Priester aus altem angesehenem Adel sich so vergessen, daß er die Kreise seiner adeligen Standesgenossen und die ehrenwehrte bürgerliche Welt beiseite setzte, um nur dem hergelaufenen niederen Volk, den armen Leuten, den Vagabunden und Strolchen sich zuzuwenden? Warum verließ er den Weg, den er so vielversprechend begonnen hatte in seinen berühmten Vortrags- und Ausspracheabenden für die höchsten religiös interessierten Klassen der französischen Hauptstadt Paris? Hatte er nicht in den Salons und Zirkeln seiner Heimatstadt Aix ebenfalls gezeigt, daß er den Bedürfnissen der Gebildeten in feiner und geschmackvoller Weise entgegenkommen konnte? Er war der geborenen Redner und Plauderer mit den auserlesenen Formen des Edelmannes, der wissenschaftlich hochstehende Geist, der in gewählter Sprache gerade der vornehmen Welt über Religion, Christentum und Kirche zu sprechen verstand. Und nun diese Entgleisung ins Volkstümliche! Doch das Volk würde ihm diese Anbiederung durch Fernbleiben lohnen. Das Volk ging ja gar nicht zur Kirche. Nun ein Mißerfolg könnte nur nützen. Dann wäre der Volkspriester kuriert und würde reumütig in ihren noblen Ring zurückkehren. Weder arm noch reich würde seine Predigten besuchen. Zu bedauern sei nur die altangesehene Kammerpräsidentenfamilie von Mazenod, deren einziger und letzter Sproß Eugen sich so an die niedern Leute verlor.

So und ähnlich wurde der Fall beredet. Nicht weniger aufgebracht war der Stadtklerus. Was wollte dieser junge Priester, der durch seinen langen Aufenthalt im Ausland, wo er als verbannter hatte weilen müssen, und durch sein Studium in Paris den heimischen Verhältnissen entfremdet sei, einer im Aixer Seelsorgerdienst ergrauten Geistlichkeit denn Neues bringen?

Freilich schon gleich nach seiner Rückkehr aus der Verbannung, noch vor seiner Wendung zum Priesterberuf, hatte dieser junge Mazenod die Stadt und auch die Geistleichkeit des vornehmen Aix durch eine Reihe von seltsamen und sonderlichen Vorfällen aus dem ruhigen Gleichgewicht gebracht. Da hatte er sich den Vinzenzkonferenzen angeschlossen. Dreißig Jahre bevor der edle Friedrich Ozanam in Frankreich und dann in der ganzen katholischen Welt diese Wohltätigkeitsvereine in Gang gebracht hatte, war der feine junge Edelmann Eugen von Mazenod von Haus zu Haus zum Bettler für die armen Brüder und Schwestern in Christus geworden, hatte Helfer gesammelt, sie mit echtem christlichen Caritasgeist erfüllt, um die Gaben der christlichen Liebe und Barmherzigkeit reichlicher austeilen zu können. Durch die Krankenhäuser war er geeilt und hatte den Leidenden und Sterbenden Trost und christliche Leidensgesinnung eingeflößt; in die Kerker war er hinabgestiegen und hatte mit den Gefangenen gebetet und gewacht. Die letzte Nacht vor der Hinrichtung war er gewöhnlich bei den zum Tode Verurteilten geblieben; bis auf dem Richtplatz war er nicht von ihrer Seite gewichen und hatte ihr schauerliches Sterben verklärt durch Gedanken christlicher Sühne und Trostworte göttlicher Versöhnung.

In den Vororten von Aix und auf dem Land im Umkreis der Stadt hatte der Nimmermüde die Kinder um sich geschart und ihnen in Feldkapellen und kleinen Kirchen oder gar in Gottes freier Natur unter Bäumen den Katechismus und die Biblische Geschichte erklärt. Wenn die Zeit der Erstkommunion für diese Kinder gekommen war, hatte er diese kindertümlichen Unterrichtsstunden verdoppelt und hatte sich nicht genug tun können, diese vernachlässigten Knaben und Mädchen recht rein und

reif für diesen schönsten Tag des Kinderlebens zu machen.

Aix selber war Zeuge gewesen, wie er in die Armenviertel eindrang. Auf Straßen und Gassen, in Ecken, Winkeln und Verstecken las er die herumlungernden Betteljungen, Blumenmädchen, Stiefelputzer und Schornsteinfeger auf. Er sammelte diese verwahrloste Schrecken der bürgerlichen Welt um sich, setzte sich zu ihnen, so wie es sich traf, auf Bank oder Stein, auf Kiste oder Holzblock. Und dann fing er an zu erzählen von Gott, von Christus dem Erlöser, von der Kirche und von all den wunderbaren Dingen und Wirklichkeiten, die auch das dunkelste und freudloseste Leben hell und froh machen konnten. Die kleinen Strolche und Taugenichtse, die verdorbenen und unwissenden Blumenmädchen hingen an seinen Lippen, von denen warm die Liebe Gottes auch zu den Aermsten der Armen sprach. Mazenod brachte es fertig, diese Tagediebe und verlotterten Geschöpfe sehnsüchtig und froh zu machen, daß sie mit glücklichem und reinem Herzen zur Erstkommunion gingen, nachdem er sie vorher zu einer guten und reumütigen Erstbeicht gebracht hatte. Mazenod selber führte sie am Erstkommuniontag zur schönen Feier. Da kannte man die verwilderten Buben und Mädel nicht wieder. Die zerfetzten und verschmutzten Lumpen, in die sich ihre von Ungeziefer und Unreinheit entstalteten Glieder solange gehüllt hatten, waren ersetzt durch saubere und passende Kleider. Der Edelmann hatte auch den Tisch für das leibliche Brot festtäglich decken lassen. Er hatte es ja schon vor diesem Feiertag nicht an milden Gaben fehlen lassen, die er bettelte und seinen jungen Lieblingen zusteckte. Besonders wenn eines der Kinder oder halbwüchsigen Jugendlichen krank war, sorgte er sich in Pflege und Hilfe mit der Sorge einer Mutter um den Patienten. Die Kleinen verehrten ihn abgöttisch. Sie merkten, daß seine Liebe sie einem Leben gewann, von dem sie bisher nicht die leiseste Ahnung gehabt.

Schon damals hallten die vornehmen Zirkel und die Salons der Adeligen wider von Entrüstung. Man übersah das tief Christliche dieser Haltung und dieses Tuns und verketzerte es als Uebertreibung und Ueberschwang, ja sogar als gefährliche und unstatthafte Verwischung der „gottgewollten" Standesunterschiede. So hofften diese Kreise, daß der sonst hoch geachtete, feingebildete Edelmann seine caritativen Extratouren bald einstellen werde. Als Mazenod aber dann doch unbeirrt seinen Weg ging, hatte man ihm die Achtung nicht versagen können. Durch die Fastenpredigten für das niedere Volk war das Befremden und die Ablehnung gegen das sonderbare Gebaren Mazenods neu aufgestanden. Dieses Mal verletzte er das religiöse Gefühl. Was Mazenod da tue, sei unangebracht und unzeitgemäß. Vor allem sei es gegen die Würde und Gewohnheit des heiligen Amtes. Ja, es sei verwegen und neuerungssüchtig und unkirchlich, denn die Kirche sei kein Asyl für Lumpengesindel. Die so sprachen, waren Geistliche und solche, die den geistlichen Kreisen nahestanden.

Mazenod hörte alles und ging ruhig an die Verwirklichung seines Planes. Er hatte die neue Magdalenenkirche gewählt, weil sie an Raum alle Kirchen der Stadt übertraf und zudem mitten im Armenviertel lag. Die Predigten waren so früh angesetzt, damit die Hausangestellten und Bediensteten kommen könnten, ohne bei der sowieso aufgebrachten Herrschaft Pflicht und Arbeit zu versäumen. Am ersten Fastensonntag des Jahres 1813, vor sechs Uhr morgens, war das weite Schiff der neuen Magdalenenkirche gefüllt. Viele hatte die Neugierde getrieben. Sie wollten bei dem neuen Ungewohnten dabei sein und das Schauspiel wenigstens einmal erleben. Mazenods Ruf hatte trotz des abfälligen Stadtgesprächs zahlreiche Menschen aller Stände und Klassen angelockt. Was auch immer der Beweggrund für das Kommen der einzelnen Gruppen gewesen sein mag, die armen Leute waren da, die sonst nur selten die Kirche besuchten; auch die vornehmen Kreise fehlten nicht, deren Gewohnheit es nicht war, in so früher Stunde bereits den Kirchgang zu machen. Beide Gruppen mögen sich verwundert angeschaut haben. Vom ersten Augenblick an schlug der Prediger Mezenod das ganze Publikum in seinen Bann. Er sprach von der Würde und Größe auch der armen und niederen Menschen vor Gott. „Menschen der Arbeit," so begann er, „was seid Ihr im Urteil der Welt? Ja, was seid Ihr für die Welt, Ihr Arbeiter, Hausdiener, Landleute, Ihr alle, die Ihr arbeitet und Euch abmüht den ganzen Tag? Ihr seid für die Welt dazu verurteilt, die Lebenskraft zu verzehren in ermüdendem Dienst einer unscheinbaren Arbeit, ausgesetzt den Verachtungen und oft auch der Ungerechtigkeit, preisgegeben so manches Mal der Willkür, der schlimmen Behandlung und ungerechten Ausbeutung Eurer Herren und Herrschaften. Und Ihr, die Ihr Eure Hand zum Almosensammeln und Betteln ausstreckt, um Euer kümmerliches Dasein zu fristen, was seid Ihr in den Augen der Welt? Sie schaut Euch an für die Hefe des Volkes, für den Auswurf der Gesellschaft, für Verachtete und Gestrandete, die untüchtig sind das Leben zu meistern. Und allzuoft wendet sich die Welt von



Gott hat reich gesegnet.

Eurer Not ab und übersieht Eure geöffnete Hand. Doch kommt her, hier sollt Ihr erfahren, was Ihr in den Augen Gottes, des Schöpfers der Menschen seid. Arme Jesu Christi, Geschlagene, Unglückliche, Leidende, Kranke, mit Geschwüren Bedeckte! Ihr alle, die das Unglück niederdrückt, Ihr meine teuren Brüder und Schwestern, horchet auf! Ihr seid Kinder Gottes, Brüder und Schwestern Jesu Christi, Miterbern seines ewigen Reiches, der geliebte Anteil seines Erbes. Euch gehört, ja Euch gehört der Himmel! Jesus Christus, die ewige Wahrheit selber, hat es gesagt."

Wie ein Strom ergoß sich Mazenods Frohbotschaft von der Gotteskindschaft und dem wirklichen Reichtum aller, auch der ärmsten Menchen, in die lautlos und ergriffen horchende Menge. Besinnung und Bereitschaft zu christlichem Denken, Reden, Tun und Lassen wurde in den Herzen der Vornehmen und Begüterten wach. Ein befreites Aufatmen wälzte den drückenden Stein der Sinnlosigkeit eines meist dumpf und stumpf getragenen Loses bei den Armen und Geplagten weg. Und das Besondere dabei war, daß diese beglückende Botschaft von der Größe und Würde ihres Daseins in den vertrauten Lauten ihrer provencalischen Muttersprache in Ohr und Herz drang. Sonst wurden in dieser Sprache nur die gewöhnlichen Dinge des Alltags und oft die unschönen Dinge der nachtseite des Lebens ausgesprochen, jetzt war ihnen Hohes und Frohmachendes mit dem gleichen Klang der Worte gesagt. Von einem Edelmann im Priesterkleid, der sich selber zum Apostel der Armen machte und ihre Sprache sprach, weil er sie liebte, wie Christus der Herr die Armut und die Armen geliebt. Und das Volk der Gassen und Winkel, der Keller und Mansarden, der Kneipen und Spelunken, das Volk der Vororte und Bannmeile und des Landes im Umkreis der Stadt sprach es begeistert weiter: „Das ist der Prediger und Priester, den wir brauchen." Nach solchem Anfang zweifelte niemand mehr an dem Erfolg der Fastenpredigten, die Eugen von Mazenod in der großen Magdalenenkirche hielt. Von Sonntag zu Sonntag wurde die schon anfänglich gut besuchte Kirche noch voller. Kopf an Kopf standen reich und arm in den frühen Morgenstunden unter der Kanzel dieses Apostels der Frohbotschaft und der Armen. Denn das war er ja, und so hatte er sich selber in seinen Fastenpredigten genannt.

In diesem Ereignis aus dem Jahre 1813 war aber mehr enthalten als die Wirkung einer Stunde oder einer heiligen Fastenzeit; es wurde der Ausgangspunkt eines Apostolates der Gemeinschaft, die gleich Eugen von Mazenod und von ihm gerufen, die Losung aufgriff: „Den Armen wird die Frohbotschaft verkündet." Die Genossenschaft der Oblaten, die Mazenod gegründet, weiht sich im Geiste ihres Stifters und Vaters dem Dienst am Volk, wo immer Volk in materieller und geistig-religiöser Armut und Verlassenheit auf die helfende Liebe der Frohbotschaft Christi wartet.

Mein Rosenkranz

Des Rosenkranzes Perlenschnur
Ist oft durch meine Hand geglitten;
Und all mein Loben, Danken, Bitten
Maria nur durch ihn erfuhr.

Der Rosenkranz ist wie ein Buch,
In dem wir fromm-betrachtend lesen,
Was Jesus tat für alle Wesen.
Sie löste von der Sünde Fluch.

Der Rosenkranz ist mir ein Schmuck.
Ich schätz' ihn mehr als Edelsteine.
Verschließ' ihn nicht im goldnen Schreine
Ich halt' ihn fest im Händedruck.

Der Rosenkranz ist mir ein Schwert,
Mit dem ich kämpfe Gottes Schlachten
Und Tod und Teufel kann verachten,
Das Siegesruhm mir stets gewährt.

Der Rosenkranz ist mir ein Quell
Gleich der Oase in der Wüste;
Den Durst nach sündigem Gelüste
Nimmt er mir ganz und gar und schnell.

Der Rosenkranz ist mir ein Freund,
Der mich auf Weg und Steg begleitet,
Die Arme schützend um mich breitet,
Wie man ein Heiligtum umzäunt!

Der Rosenkranz ist wie Gesang,
Den uns die Engelchöre lehrten;
Schon viele Sünder sich bekehrten
Bei seinem wundersamen Klang.

O Rosenkranz, als Immergrün
Wirst du gepflanzt in meine Hände,
Wenn kalt sie sind! Am Zeitenende
Wirst du im Himmel weiter blühn!

P. Wolfgang O.P.

„Die großen Menschen sind für jeden eine Verantwortung,
eine Forderung und ein Maß, daß uns gewährt ist."
Gundolf.

Zum Missionssonntag

P. Jos. Schneider O.M.J.

Er kehrt alljährlich im Oktobermonat wieder. Da stehen mehr denn 1000 Millionen Heiden vor uns in unendlicher Not: mit ihren alten Leuten, ihren Kranken, ihren Scharen unerlöster Kinder. Sie bitten um ein Scherflein für ihre Missionare, Schwestern, Aerzte und Katechisten; für ihre Altersheime, Waisenhäuser, Schulen, Kirchen und Hospitäler. Geld brauchen sie und Geld muß gegeben werden in immer reicherem Maße; nicht nur am Missionssonntag, sondern das ganze Jahr hindurch in der Form von besonderen Almosen, Stiftungen und testamentarischen Schenkungen. Bisher belief sich der Durchschnitt von Missionsgaben in Amerika auf 15c per Person; ein Beitrag, der äußerst armselig anmutet neben den Riesensummen, die jedes Jahr, ausgegeben werden für Kinos [Movieshows] (1.2 Billionen); Tabak (3 Billionen); Alkohol (7.8 Billionen). Selbstbesinnung ist hier sehr von nöten. Hier gilt das Wort Jesu Christi: Machet euch Freunde mit eurem ungerechten Reichtum, damit, wenn es mit euch zum Sterben kommt, sie euch aufnehmen in die ewigen Wohnungen. Ja, die Heidenmissionen brauchen **Geld**. Aber noch mehr brauchen sie unser **Gebet**.

Wer wüßte das besser als die Frontiersreiter im Heidenland, die tagaus, tagein im bitteren Kampfe stehen mit den Mächten der Hölle! Sie wissen, so gut wie die Apostel vor 2000 Jahren, daß nur die Gnade Gottes das tief verwurzelte System der Abgötterei, Zauberei und Vielweiberei aus den Angeln heben kann. Der Papst weiß es und drängt deshalb immer wieder auf Gebet. Die missionierenden Orden und Missionsvereine wissen es und flehen deshalb um Gebetsalmosen. So der Franz Xaver Missionsverein; der Marianische Missionsverein der Oblatenpatres; das Gebetsapostolat mit seinen 35 Millionen Mitgliedern. Sie alle erstreben eine gewaltige Heimatfront zu Gunsten der Missionen, die den Kämpfern in der Feuerlinie ununterbrochen mächtig unter die Arme greift. Ja, Geld, Flugblätter, Vorträge, Artikel in Zeitungen und Zeitschriften, Diskussionen sind notwendig für das katholische Missionswerk. Wichtiger ist die Hingabe unserer Kinder für den Missionsberuf, am wichtigsten das Gebet. Ich meine Gebet in seiner weitesten Form: liebendes Arbeiten, liebendes Selbstopfer im Beruf; liebendes Leiden. Um uns davon zu überzeugen, brauchen wir nur das Leben der großen Freunde Gottes zu überprüfen. Durch ihren erstaunlichen Gebets- und Opfergeist haben sie weit über die vier Wände des Hauses und die engen Grenzen ihrer Berufstätigkeit hinaus gewirkt und die ganze Welt mit Segen erfüllt.

Denke ich da gerade an einen gelehrten Konvertiten, der durch die Oxford Universität gegangen. Er wollte seiner englischen Heimat auf schnellstem Weg das alte Glaubensgut der Väter zurück bringen. Eine Flut von Druckschriften wollte er auf seine ungläubige Landsleute loslassen; sie in einem wahren Kreuzzug von Reden und Debatten der Wahrheit zurück gewinnen.

Unter der Last seiner Riesenarbeit brach er zusammen. Im Krankenhaus wurde er für tot erklärt. Zum Begräbnis kam es nicht! Er war nur scheintot gewesen. Er kroch aus dem Sarg heraus und meldete sich beim Buchhalter ab. Der bedeutete ihm, er müsse irre sein; denn der Träger seines Namens sei nicht mehr am Leben. So ging er in die Welt zurück, amtlich von der Liste der Menschheit ausgelöscht. Um sich langsam zu voller Gesundheit empor zu arbeiten, übernahm er das Amt eines Nachtwächters in einem großen Holzgeschäft. Hier verwirklichte er den Traum, der ihm in seinem vermeintlichen Todesschlaf gekommen. Lebendig und unauslöschlich stand er ihm vor der Seele. Wie eine Offenbarung von oben! Er wird an der Bekehrung England's weiter arbeiten, aber nicht mehr wie vorher mit den Waffen des Verstandes, sondern mit den Waffen der Liebe. Durch Gebet, gutes Beispiel und unendliches Mitleid wird er die Armen und Verlassenen dem Glauben und der Himmelssehnsucht zurück gewinnen.

Sie kamen zu ihm in Scharen, im Dunkel der Nacht, um sich an seinem Ofen zu wärmen: Gewohnheitstrinker, verlotterte Frauenzimmer, traurige Menschenruinen, Opfer jeglichen Lasters. Er richtete sie auf und führte sie durch freundliche Worte und milde Gaben in die Arme Gottes zurück.

Noch eindrucksvoller und weitreichender erscheint in dieser Beziehung das Werk des hl. Pfarrers von Ars. Dreißig Jahre lang hat er sich für Sünder im Beichtstuhl geopfert; viele, viele Stunden jeden Tag; in unaussprechlichem Martertum. Er hat damit nicht nur Frankreich, sondern die ganze Welt mit Segen erfüllt. Der Himmel anerkannte seine Größe durch einen wahren Schauer von Wundergaben. Der Teufel rief ihm knirschend zu: Wenn es mehrere Priester gäbe wie du, könnte ich denn Koffer packen; mein Reich auf Erden würde in Trümmer sinken. Die Erde trauerte ihm nach, als er 70 jährig, lächelnd, in die Ewigkeit hinüber ging. Und wie wundersam hat endlich die Kleine Theresia für Gottes Reich auf Erden gearbeitet. Sie ist ein Vorbild aller wahren Missionsfreunde geworden. Wie war es möglich? Sie hat nie gepredigt; nie einen Fuß ins Heidenland gesetzt; niemals Indianer oder Eskimos oder Papuaneger gesehen; nie eine Kapelle oder einen Altar errichtet; niemals eine Schule gebaut. Zeitlebens ist sie eingesperrt gewesen in den feuchten Mauern der alten Klosters von Lisieux. Und

doch hat sie tausende von Heiden bekehrt, und der Papst hat sie gleich neben den großen Franz Xaver gestellt als himmlische Patronin der Heidenmission.

Franz Xaver? Er ist zwischen 1541-51 von Indien bis China und Japan vorgedrungen, überall begeisterte Christengemeinden zurück lassend. Er war nicht nur gelehrt und nicht nur außerordentlich in seiner großen Rednergabe. Himmlische Geistesgaben ohne Zahl folgten ihm auf Schritt und Tritt: Krankenheilungen, Totenerweckungen; Erneuerung des Sprachwunders wie am ersten Pfingstfest. So eilte er von Ort zu Ort; der Glaube verbreitete sich wie ein Prairiefeuer. Wie könnte sich die Kleine Blume der Normandie mit ihm vergleichen? Wie konnte sie sich einen Platz neben ihm erobern als himmlische Freundin und Beschützerin des Missionswerkes?

Sie hat es fertig gebracht durch ihre flammende Gottesliebe. Sie gesteht das selber irgendwo: „Die Liebe Gottes ist mit mir groß geworden und nun ist sie wie das Meer, dessen Tiefe man nicht messen kann." Diese Qual der Liebe strömte sie über alle Menschen aus: auf ihre Mitschwestern; auf arme Verbrecher die der Hinrichtung entgegen sahen; auf jene, die in Finsternis sitzen und im Schatten des Todes. Für die hat sie ihre täglichen Gebetsseufzer geopfert; ihre Arbeiten und Leiden; ihre Mühen und Schmerzen. Für die hat sie sich dem Himmel als Schlachtopfer angeboten. Und durch all diesen Edelmut hat sie die Erlösungsverdienste Christi flüssig gemacht und sie in die Seelen der Heiden und Sünder geleitet. Und das ist das unerläßlich Notwendige im Bekehrungswerk. Denn was hilft all das Predigen der Missionare ohne helfende Gnade?! Die Gnade Gottes muß die Geister erleuchten; die Herzen rühren; das Verlangen nach Lebensbesserung erwecken; durch Reue der Saat des Evangeliums den Boden bereiten. Gerade das hat die Kleine Theresia bewirkt, und so ist sie zum Vorbild wirksamster Missionstätigkeit geworden. Auch zu **unserm** Vorbild!

Deshalb bilde dich an ihr! Gib ein herziges Almosen am Missionssonntag. Gib deine Kinder dem Welterlöser für die Verstärkung der Arbeitsheere in Seinem Weinberg. Gib das ganze Jahr hindurch dein Gebet und Leiden für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden, nach dem Beispiel der kleinen hl. Schwester von Lisieux.

Nachwort der Redaktion: Der Marienbote hat den Befehl bekommen, sich von nun ab mehr in den Dienst der Missionen zu stellen. Unsere deutschsprechenden Katholiken hierzulande sind immer sehr missionseifrig gewesen. Sie möchten aber auch viel über die Missionsarbeit der Oblatenmissionare hören, und möchten auch helfen, wo immer es geht.

Alle Leser möchten wir in unseren Marianischen Missionsverein eintragen. Die Mitglieder dieses Vereins beten täglich drei „Gegrüßet seist du Maria" für die Missionare draußen im schweren Felde der Missionen. Dafür wird jeden Tag eine heilige Messe für sie geopfert. Alle Mitglieder nehmen auch an den Gnadenverdiensten teil, die von unseren Missionaren durch ihre Arbeit und Opfer auf Erden herabkommen. Jedes Mitglied des Marianischen Missionsvereins ist ja ein Mit-Missionar, der durch Gebet und Opfer mithilft, das Reich Gottes auf Erden zu verbreiten.

Bald wird unser Studienhaus zu Battleford auch Missionare aussenden müssen. Vielleicht schon nächstes Jahr. Werden wir unseren Missionaren helfend beiseite stehen?

Lassen wir uns sofort in den Marianischen Missionsverein einschreiben. Die Pflichten sind klein (Drei „Gegrüßet seist du, Maria" täglich, fünf Zent Missionsgabe monatlich, oder 60 Zent per Jahr), die Früchte jedoch sind überaus groß.

Man schreibe an: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada.


Acker im Herbst

Die „Orgler"

Eine lustige Kirchweihgeschichte.

In der Gemeinde Bimpelhausen tobte der Bürgerkrieg. Des Kreuz- und Hirsch- und Lammwirts Gläser, Stühle, Bänke und Tische konnten davon erzählen. Der Streit drehte sich um die ganze Gemeinde und erst den Geldbeutel berührende, fast buchstäblich brennend gewordene Frage: Soll an Stelle der alten Handspritze eine neue „den modernsten Anforderungen und größten Bränden entsprechende" Patentfeuerspritze angeschafft werden? Oder soll zuerst eine neue, mindestens ebenso notwendige Kirchenorgel an Stelle der alten kommen, die mit unheilbarer Heiserkeit behaftet war und deren meisten Pfeifen nur mehr den zwei ersten Buchstaben ihres eigenen Namens Ehre machten und statt der pflichtgemäßen Töne: d, c, cis, fis, usw. beharrlich ein „pf. pf" von sich gaben. Zur Anschaffung der beiden gleich notwendigen Requisiten wollte die Gemeindekasse nicht ausreichen. Es konnte sich also nur um eines der beiden handeln.

Entweder — oder!

Die Meinungen flogen herüber und hinüber, wie manchmal die zur „Begründung" verwendeten Maßkrüge. Die ganze Gemeinde war in zwei feindliche Heerlager gespalten: die „Spritzer" und die „Orgler".

Endlich fielen die Würfel. In der entscheidenden Gemeinderatssitzung behielten die „Orgler" die Oberhand. Ihr Argument, daß eine Orgel alle Sonntage notwendig sei, und zwar für die ganze Gemeinde, eine Spritze aber äußerst selten und dann nur zum — Schaden des Versicherten, schlug durch. Und so wurde eine neue Orgel auf Gemeindekosten angeschafft. Aber auch deren ergreifendste Töne vermochten das Herz der unterlegenen „Spritzer" nicht zu rühren. Sie waren und blieben unversöhnlich. Und sie sehnten sich förmlich nach einer Gelegenheit. ihren Groll an den „Orglern" auszulassen.

Endlich sollte der Tag der Rache kommen. Den mehr bildlich zu nehmenden Sonntagsabend - Bränden folgte in der Nacht ein regelrechter Hausbrand, eine Feuersbrunst, wie sie sich die „Spritzer" nicht schöner wünschen konnten. Dazu noch im größten Hause des Dorfes.

Die Feuerwehr — „Spritzer" wie „Orgler" — rückt aus mit ihren alten Handspritzen, welche mehr Wasser schluckten als sie von sich gaben und deren Strahl höchstens bis an die Hausnummer reichte. Die „Orgler" pumpten im Schweiße ihres Angesichts; es ging mit dem besten Willen nicht höher. Zudem trafen die meisten Wasserstrahlen sie selber öfters als das Feuer. Endlich mußte man den ungleichen Kampf aufgeben. Auf den Moment hatten die „Spritzer" schon lange gewartet.

„So, jetzt orgelt!" spotteten sie. „Holt eure Orgel; vielleicht blast die das Feuer aus!"

Eine regelrechte Balgerei war die Folge. Erst die eintreffende Nachbarfeuerwehren brachten die Kämpfenden durch einige wohlgezielte Wasserstrahlen aus ihren Patentspritzen auseinander. Dann aber stimmte auch sie in den Spott der „Spritzer" ein und titulierten schließlich das ganze Dorf ohne Unterschied der Parteistellung mit dem Namen „Orgler". Und „so, jetzt orgelt!" wurde das Spott- und Feldgeschrei gegen alle Bimpelhauser rings in der Nachbarschaft.

Diesen Schimpf konnte man nicht länger auf sich sitzen lassen. Darüber waren „Spritzer" und „Orgler" einig und schließlich auch darüber, daß dem Unfug nur durch Beschaffung einer neuen Spritze abgeholfen werden könne. Konnten die in der Umgegend sich das leisten, warum nicht auch die Bimpelhauser, und zwar zu ihrer neuen Orgel hin? Der Stolz brachte fertig, was alle Gründe. auch die treffendsten und „schlagendsten", bisher nicht zuwege gebracht hatten. Einstimmig wurde die Anschaffung einer neuen Spritze beschlossen. Und „in den Armen lagen sich beide" (die „Orgler" und die „Spritzer") und „weinten vor Stolz und Freude", als die neue Spritze kam und die erste Probe mit ihr abgehalten wurde. Jetzt brannten sie förmlich auf den Ernstfall, damit sie ihre Kunst zeigen und sich so rehabilitieren konnten. Bis auf weiteres wurde die Spritze, sorgfältig zugedeckt, im Spritzenhaus einquartiert.

Es war die Kirchweih gekommen. Für diese hatte ein „Kunstinstitut ersten Ranges" mit der „größten Attraktion der Neuzeit" sein Zelt in Bimpelhausen aufgeschlagen und den Einwohnern die „noch nie dagewesenen größten Sehenswürdigkeiten der „Neuzeit". natürlich gegen entsprechendes „Entre", vorgeführt. Eine imposante vor der Schaubude aufgestellte Drehorgel besorgte die nötige „Reklame" und zog mit ihren schmetternden Klängen groß und klein an. Der Budenbesitzer war mit seinem Erfolg recht zufrieden. Als der Abend kam und das Vergnügen ein Ende hatte, trat er beim Bürgermeister ein und legte ihm die Bitte vor, ob der Herr Bürgermeister nicht ein sicheres Lokal zur Aufbewahrung seiner „automatischen Patent-Riesenorgel" — so nannte er sie — habe; „er traue dem Wetter nicht ganz". welchem sagte er wohlweislich nicht; die feine Konstruktion des teuren Instrumentes könnte Schaden leiden usw. usw.

Der Bürgermeister wies dem Bittsteller als einzigen verfügbaren Raum das Spritzenhaus an. Dort stand nur die mit Tüchern wohlverwahrte neue Feuerspritze, also Platz genug. Dankbarst nahm der Schaubudenbesitzer das Angebot an, und verbrachte seine mit einem Tuchüberzug geschützte Drehorgel dorthin.

Es war bald nach Mitternacht. Da ertönt gellend Feueralarm. Im Nachbardorf brennt's. Mit schlecht verhehlter Freude hasten, jagen, rennen und laufen die Bimpelhauser zur Mobilmachung. Die große, längst ersehnte Stunde ist da! Schon ist das

Spritzenhaus geöffnet; die Pferde warten; heraus mit der Spritze! Da steht sie ja wohl zugedeckt. Jetzt soll sie ihre buchstübliche Feuerprobe bestehen und die Ehre Bimpelhausens für immer wieder herstellen! Die Deichsel herab, angeschirrt, zwei Mann auf den Vorder-, zwei auf den Rücksitz und jetzt fertig los! Und jetzt rasselt's schon durchs Dorf hinaus; die Gäule laufen, was sie können. Jetzt kommt unmittelbar vor dem Nachbardorf, wo die Flammen sichtbar sind. eine scharfe abfallende Steige.

„Bremsen!" kommandiert der Feuerwehrhauptmann.

Die Bremsmannschaft hinten auf der Spritze sucht den Bremsgriff. Richtig, da ist der Hebel. Der beauftragte Feuerwehrmann fängt an, so schnell es ihm aus der Hand geht, zu drehen. Er dreht und dreht. aber die Bremse will immer noch nicht anziehen. Der Wagen schießt mit unverminderter Schnelligkeit den Berg hinunter.

„Bremsen!" schreit noch einmal der Kommandant.

„Ich brems' ja schon, aber die Bremse will gar nicht zu!" ruft der von hinten. Er dreht und dreht wie verrückt. Jetzt stockt's; der Hebel geht nicht mehr weiter, der Wagen aber um so schneller.

„Brems' . . ." brüllt wütend der fast vom Bock geschleuderte Hauptmann; aber er kommt nicht weiter in seinem Befehl; das Wort bleibt ihm im Halse stecken. Denn im gleichen Moment geht's unter den verhüllenden Tüchern los mit schmetterndem Klange: „Wir geh'n nach Lindenau, da ist der Himmel blau" — — und wie es eben in dem schönen Liede weiter heißt.

Kommando und Bremsmannschaft sind einfach starr. Ist denn die Feuerspritze verhext? Da sie anstatt der Spritze die „Patent-Riesenorgel" des Panoptikums erwischt haben, daß der „Bremser" mit seinem „Bremshebel" eine Feder aufgezogen hat, ahnen sie gleichfalls nicht. Das aufgezogene Werk tut seine Schuldigkeit. Ein Musikstück löst das andere ab. Eben ist die „Holzauktion" zu Ende. Jetzt bei der Einfahrt ins Dorf schmettert's hinaus: „Bier her, Bier her, oder i' fall um!" — Eine recht sinnige Melodie für eine Fahrt auf den Brandplatz! —

Und wie nun der Wagen auf diesen



Erntegebet

selber hineinrast, da verklingt im stärksten Fortissimo das schöne Lied: „Du bist verrückt, mein Kind!"

Auf dem Brandplatz stockt jede Tätigkeit; alles ist „baff". Aber die Erstarrung löst sich auf in den allgemeinen Gesang zur solennen Orgelbegleitung: „Du bist verrückt, mein Kind!" und dann in ein unauslöschliches, unbändige Gelächter. „Hurra, die „Orgler" sind da!" geh't los, „sie haben auch gleich ihre neue Kirchenorgel mitgebracht zum Feuerausblasen. Hoch — die „Orgler"!"

Die also verspotteten Bimselhauser wissen immer noch nicht, wie ihnen geschieht. Wie leblos stehen sie neben ihrer verhexten Feuerspritze. Sie trauen sich gar nicht an dieselbe heran, bis nach dem Lied „O du lieber Augustin" das Spiel ein Ende nimmt.

. Erst jetzt lösen sie von der geheimnisvollen Maschinerie das dunkle Verhängnis. und da fällt einem etwas davon ein, daß der Bürgermeister dem Schaubudenbesitzer erlaubt habe, seine Drehorgel einzustellen im Spritzenhaus. Und nun sind sie mit diesem Unglücksinstrument bei dem Brande ausmarschiert. Das ist schändlich, schuftig, scheußlich!

Daß jetzt ihnen der Zuname „Orgler" erst recht für alle Zeiten „tax- und sportelfrei" verliehen wurde, versteht sich. Wer aber zu gleichem Preise eine Tracht Prügel haben will, darf in Bimpelhausen nur rufen: „Jetzt orgelt!" oder nach ihrer „Orgelspritze" sich erkundigen. Wer es nicht glaubt, der mag's probieren!

G. Haßl.

Der Rosenkranz

von Joseph Klemens Lohr

Vor einiger Zeit besuchte ich eine große landwirtschaftliche Schau, bummelte ohne bestimmtes Ziel kreuz und quer durch die Hallen, besah die Musterstände in Saatfrucht und Kleingartenbau, freute mich an der Pracht eines blühenden Steingartens, war natürlich auch auf dem Rummelplatz, bewunderte das lustige Volk, das sich in Schießbuden und auf der Achterbahn selig vergnügte, kam in die Bierbuden verschiedener Stämme, in das „Gasthaus zum goldenen Löwen", in den „Heidekrug" und ergötzte mich an den jeweils heimischen Genüssen. Nach einer guten Stunde der Ruhe machte ich mich abermals auf den Weg, die restlichen Hallen zu besichtigen.

Dabei kam ich an einem Stand prächtiger Milchkühe vorbei, die von einem in bester Manneskraft stehenden Bauern betreut wurden. Er mühte sich eifrig um seine Tiere. „Prämiiert und ausgezeichnet" stand auf einem großen Plakat. Natürlich blieb ich da stehen wie alle anderen auch. Bei der Arbeit des Streuens drehte sich der Bauer um, der uns bisher den Rücken gezeigt, und ich glaubte, einen alten Bekannten zu sehen.



Der betende Erzengel

Einen meiner Soldaten im Krieg. Den Forster Kaspar, der monatelang Ordonnanz bei mir war! War er es nun? War es eine so grobe Täuschung? Wie käme der Kaspar hierher? dachte ich mir.

Hätte ich ihn nur flüchtig gesehen, hätte ich ihn bestimmt nicht erkannt. Trotzdem wir lange, gefährliche Monate in einem Unterstand gehaust und den Krieg erlebt hatten.

Aber ich täuschte mich nicht, er war es, der Kaspar! Er brauchte lang, bis ihm ein Licht aufging. Dann aber war er außer Rand und Band! Ja, wir hatten uns beide verändert. Ich war jetzt bartlos, und er trug einen kräftigen Vollbart. Gealtert hatten wir beide. Aber etwas war in uns, ein Feuer, das der Krieg uns eingebrannt hatte für immer! Kaspar hielt mir beide Hände hin und überschlug sich beim Sprechen:

„Aber, aber . . . Herr Leutnant! Ja, gibt's denn des a noch . . . nach zwanz'g Jahrl'n so Knall und Fall wiedersehen! Ja, ich begreif dös gar net . . ."

Er schluckte merklich dabei, so nahe ging ihm dieses plötzliche Wiedersehen. Er störte sich nicht an den Leuten, die drumherum standen.

Ich unterbrach ihn in seiner Rede: „Lieber Forster, ich bin ja gar nimmer ihr Leutnant! Das war einmal, Forster!"

Aber er ließ es nicht gelten, er blieb bei seinem Leutnant, wie er's gewohnt war. „Für mich bleiben Sie immer der Leutnant! Des ist g'wiß, net, aber gell, da schaugen S', wie ich daher komm! Aber daß ich Eahna hier treff, dös is das Schönste, schö-

ner als alle Diplom. Des Diplom, Herr Leutnant, des mir miteinander verdient hab'n, des steht da drin . . . ganz tief, des kann koaner mehr wegnehmen . . . Net oahn hab i g'sehn, die ganzen zwanz'g Jahrl'n! Sie sind der erste . . ."

So übersprudelte der Kaspar in seiner Freude. Ja, wir hatten Freude und Leid miteinander geteilt. Ich zog ihn mehr aus dem Stand als er ging und schleppte ihn in eine ruhige Ecke des Vierzeltes. Den Abend verbrachten wir gemeinsam und tauschten Erinnerungen aus.

Beim Abschied mußte ich ihm noch versprechen, im nächsten Sommer meine Ferien bei ihm zu verbringen, ja, er nötigte mich, tief beleidigt beinahe, zu einem Ehrenwort, auf das er sich dann verließ.

„Bei uns fehlt sich nichts", meinte er lachend dabei. „Zu essen und trinken haben wir allaweil noch, dös war schon guat, und Stuben haben wir für zehne, d'Frau und d'Kinder müssen S' natürlich auch mitbringen . ."

Nachts dann, als ich meinem Hotel zustrebte, kam mein Innerstes wieder in Aufruhr, der Krieg stand mir leibhaftig vor den Augen mit seinen Leiden und Kämpfen, Sorgen und Qualen, und auch der Kaspar, den ich so oft nach vorne geschickt, der schweigend die schwierigsten Aufgaben löste und allen ein Kamerad war . . ., der ein gläubiger Mensch war ,an seinen Gewohnheiten festhielt trotz dem Gespött und Gehänsel der andern. Der vor jedem schweren Gang einen alten Rosenkranz aus der Hosentasche hervorzog, ein Gesetzel vor sich hinmurmelte und dann im dicksten Feuer verschwand. Dieses eine Gesetzel gab ihm Stärke und Trost, so gläubig war der Kaspar gewesen. So war er nun mal, der Kaspar, der Bauer auf eigenem Boden. — Spät erst schlief ich ein und warf mich gequält hin und her. —

Und es kam der Sommer, an dem ich mein Versprechen einlösen mußte.

Wir saßen um einen geräumigen, blitzblanken Tisch unter dem Herrgott nach der Arbeit am Abend. Der Kaspar, die blühende Bäuerin, seine fünf Kinder und ich. Wir sprachen vom heutigen Tag, vom Heu, das er gut heimgebracht, von der Arbeit von morgen, und was ich den Tag über geschafft. Nach dem Essen sprachen die Kinder das Nachtgebet, und die Bäuerin ging mit ihnen zu Bett.

Wir blieben allein, der Kaspar und ich. Saßen vor einem Bier, das Licht brannte trübe, und das Ewige Licht strahlte warm aus der Ecke. Wir schwiegen lange . . . lange, überdachten wohl, jeder für sich, all das Vergangene und sprachen ganz selbstverständlich vom Krieg . . .

Von dem und jenem, den Toten, besonders harten und schwierigen Tagen und dann vom Glauben . . . Ich sagte dem Kaspar, daß ich ihn oft bewundert hätte ob seiner Standhaftigkeit, dem ewigen Gespöttel der andern zum Trotz, und diesem festen Glauben an seinen Herrgott . . .



Ave, Ave, Ave.

Ave, mit dem Gruß der Liebe
Neigt sich still der Tag zur Ruh;
Mutter lieb, dein Kind ist müde,
Schließ' mir du die Augen zu.

Ave, süße, milde Jungfrau,
Ave, meine Königin.
Flüstert's leis in meiner Seele
Da ich fast entschlummert bin.

Ave, ave soll es schweben
Heimlich, wenn die Sternlein glühn.
Ave, soll es selbst im Traume
Noch durch meine Seele ziehn.

Gertrude Albert.

„Kein Wort des Heilandes wird verwehn, Gott läßt sich seine Welt nicht rauben." Lenau

„Alles Neue soll nur ein Zurückgehen auf das richtiger erkannte Alte sein." Kralik

Der Schmuhkoch

Bekanntlich war der König von Sachsen nicht nur ein großer Feldherr und tatkräftiger Monarch, sondern auch ein vortrefflicher Jäger vor dem Herrn und als solcher ein spezieller Waidgenosse seines Freundes, des Kaiser Franz Joseph von Oesterreich.

Wo immer der Kaiser im Sommer in seinen tirolerischen, niederösterreichischen oder steiermärkischen Landen seiner Jagd auf Hochwild oblag, war König Albert sein getreuer Begleiter. Die beiden alten Herren waren unzertrennlich, und der mächtige Kaiser der österreichisch-ungarischen Monarchie war unglücklich, wenn sein schußsicherer Freund einmal fehlte.

In jenen Jagdregionen gibt es nun keinen Etiquettenzwang, der Fürst wird dort zum einfachen Jägersmann, die Krone weicht dem einfachen hahnenfedergeschmückten Hut, das Szepter dem scharfgeladenen Stutzen, und ohne alles Lakaiengepränge zieht er hinauf auf die Berge, wo es das treffliche Wild zu erjagen gilt.

So haben es auch stets die beiden Herren gehalten, und bei dieser Jägerei hatten sie reichlich Gelegenheit gehabt, gar manche derbkomische Szenen mit dem biederen Aelpervolk zu erleben.

So geschah es auch im Jahre 1892.

Kaiser Franz Joseph hatte seinen königlichen Freund zu einer Gemsenjagd im Minztal eingeladen und pünktlich hatte auch König Albert dieser Aufforderung entsprochen. Schon am zweiten Tage nach ihrer Zusammenkunft begaben sie sich in ihr Revier, das der zuständige Oberförster als ein ergiebiges Jagdfeld bezeichnet hatte.

Ein guter Jäger, wie Kaiser Franz immer war und obendrein als zartfühlender Freund, räumte er gleich von Anfang an König Albert diejenige Seite des Reviers ein, auf welcher er zuerst auf das erhoffte Wild treffen mußte. Er selbst wollte von der andern Seite aus den Berg ersteigen, und das Rendezvous war die Alm der Niederkäserer Sennerin Annamierl, die auf den kommenden hohen Besuch bereits vorbereitet war.

Schon in früher Morgenstunde brachen die beiden schlichten Jäger, jeder in Begleitung eines Försters, auf, um sich gegenseitig die edlen Jagdobjekte vor den Stutzenlauf zu treiben, aber sie sollten heute kein Glück haben. Bereits nach einer Stunde fiel ein dichter Zugnebel ein, der sich schwer über die Bergabhänge lagerte und zum größten Leidwesen der hohen Herren bald so „durchnäßig" wurde, daß sie, pudelnaß, auch nicht zehn Schritte vor sich sehen konnten.

„Wissen Sie was, Majestät" — meinte der Begleiter Alberts höchst steierisch gemütlich, „der Tag is versaut. I wollt Euer Gnaden einen Rat geben."

„Na und der wäre?" entgegnete König Albert mit einem wahren Galgenhumor. Es ärgerte ihn doch zu sehr, daß der Tag nach der Waidmannssprache des Försters „versaut" sein sollte.

„Na, Majestät, gehn's a Stündel auf dem Gangsteig furt, dann kommen Sie zum Niederkäser. Die Annemierl, die Sennerin, die woaß schon, daß wir kommen."

„Und Sie, lieber Förster?" forschte der König.

„I geh' derweil übers G'wänd weg und tua dem Franzel, ach, Seiner Majestät, wollt i sagen, Bescheid, wo wir zwei stecken. Der Herr Kaiser brauchte nit warten auf uns und kann gleich nach dem Niederkäser rüber kommen."

„Ja, das ist eigentlich das Vernünftigste, was wir tun können, lieber Freund", versetzte der König, beifällig nickend. „Gut, ich mach mich auf den Weg. Grüßen Sie Majestät den Kaiser von mir und melden Sie dem hohen Herrn mein Bedauern über diesen schlimmen Ausgang der heutigen Jagd."

„Ach was —was heißt schlimm, Majestät?" meinte der Förster leichthin, „unser Franzl, ach, die Mäjestät der Kaiser, is so a schlechtes Wetter schon g'wöhnt, dem alten Herrn is dös Wurscht."

Hiermit stand der biedere Förster auf, griff nach Rücksack, Bergstock und Stutzen, stülpte den Hut auf, pfiff nach seinem Hunde und trollte sich freundichst lächelnd von dannen. König Albert aber schlug sich auf dem angezeigten Gangsteig durch die Büsche und erreichte nach zweistündi-

Arme Seele

von Friedrich Wilhelm Weber

Ein Vöglein über die Heide zieht,
Tiefab im Westen die Sonne glüht.
„Du liebe Sonne, sag mir gleich,
Wie weit es ist zum Himmelreich?
Ich bin gereist so manchen Tag
Daß ich nicht fürder reisen mag;
Mein Mut ist schwer, mein Flügel matt,
Der Irr' und Wirre bin ich satt.
Kalt weht der Wind durch Busch und Baum;
Wie war so schön der Frühlingstraum!
Behüt 'dich Gott, du Wald und Feld,
Ich flieg in eine andre Welt.
Die Sonn' hat ihren Lauf vollbracht,
Der Tag verglimmt, nun kommt die Nacht:
Wer gibt mir Trost und gut Geleit?
Zum Himmelreich wie weit, wie weit!"

gem Marsch die Sennhütte der herben Annemierl, bei der er bescheiden um einen Unterstad während des Regens bat.

Die herbe Annemierl, ein Maid, stützte bei dieser Bitte beinahe beleidigt ihre Arme in die drallen Hüften. „Dös ist ja noch schöner", meinte sie. „Heut willst 'an Unterstand bei mir hab'n, wo i den Franzl und den König von Sachsen erwarten tua. Hast denn nit g'sehn, wia i mein Kaser bekranzt hab?"

„Ja, das schon", meinte Albert lachend, aber schau, schöne Sennerin, du kannst doch bei so einem Hundewetter, wie es jetzt ist, nicht einen alten Mann, wie mich, rausjagen. Das wäre ja gegen allen Almerbrauch."

„Na, guat", meinte die harbe Annemierl, zum Frieden einlenkend, „i bin a ehrliches Christenmensch, und jag di nit raus wie an Hund. Gscheiter wär's freilich, wenn so a alter Knopf wie du bei sein Weib dahoam bleibert, aber für die Dummheit is halt mal koa Gras g'wachsen. I will dir was sagen, i geb dir an Unterstand, dafür miaßt du mir aber auf das Rahmmuas aufpassen, wenn i jatzt furtgeh und für die Majestäten a frisches Wasser hol'. Daß du es mir ja nit anbrenna läßt, dös sag i dir, alter Freund, da koant i wirklich saufetzengrob werden."

Der so schmählich verkannte „alte Freund" war mit dieser Bedingung vollständig zufrieden. Er versprach, das Rahmmus zu wahren, legte seine Equipierung ab und sah, an den Kochherd gelehnt, aufmerksam den Manipulationen der harben Annemierl zu.

„Na, verstehst es nun?" wandte sich die Sennerin nach einer Weile an ihren unbequemen Gast.

König Albert, der es wohl meisterhaft fertig brachte, Divisionen und Armeekorps zu plazieren, sagte jetz kleinlaut „Ja". Er mußte es, wollte er nicht aus dem Kaser gewiesen werden, oder seine falsche Persönlichkeit aufgeben, die so angenehme Überraschung bei ihrer Enthüllung versprach.

„Na guat, da hast den Kochlöffel und rühr' fleißig um", befahl ihm die eBherrscherin der Sennhütte. „I geh' jetzt Wasser holen. Aber dös sag' i dir, daß du mir mein Rahmmuas nit anbrenna laßt."

So vertauschte dem König Albert den Marschallsstab mit dem Kochlöffel der harben Annemierl und bemühte sich, die Sache im Laufenden zu erhalten. Ja, das war freilich schlimmer wie die Sache bei Gravelotte. Es dauerte gar nicht lange, da roch die Sache brenzlich, aber so leicht ergibt sich kein „Koch", der vor dreißig Jahren vor einem ganz anderen Feuer gestanden hatte. „Auf die'e Pfanne gehört Schmalz!" dachte sich Albert und sah nun, wo er das Rettungsmittel zu suchen hätte. Er hatte wie immer Feldherrnglück. Die harbe Annemierl hatte den Schmalztopf ganz in der Nähe stehen lassen, und schöpfte der hohe Herr einen so großen Löffel voll davon in die Muspfanne, daß das Feuer bis zur Decke schlug.

So eine Wirkung seines Nachschubs kam ihm allerdings überraschend. Er ließ den Brand zu Ende kommen, und opferte dann die letzte Reserve. Wenn sie sich auch im Feuer hielt ,der Erfolg war ein sehr zweifelhafter. Der Stellvertreter des harben Annemierl stand in einer Dunstatmosphäre, gegen welche der Pulverdampf bei Sedan ein Schleiergebilde genannt werden mußte. Schließlich wurde der große Stratege ratlos, denn es drohte ihm eine völlige Ausräucherung.

Endlich kam Hilfe — aber was für eine!

Schon von weiten hörte er draußen der harben Annemierl Stimme: „Herr Kaiser, Majestät, da schauens nur her! Der alte Batzer hat mir wirklich 's Essen anbrenna lassen. Nun hab i nix mehr für Sie und für'n Herrn König von Sachsen. Aber warten S' nur, Majestät, wenn i ihn noch lebendig aussa kriag, nachher sollen Sie was erleben. Herr Kaiser Franz! Ich sag's Ihna, i kratz ihm die Augen außa, dem Batzer, dem elendigen."

„Na, bist denn noch nit erstickt drinna in der Hütten?" schrie sie darauf durch die geöffnete Tür in den Kaser hinein. „Auf der Stelle komm mir außa und bringst mir 's Pfandl mit!" Der bedrängte Koch ließ sich das nicht zweimal sagen, er war froh, in die frische Luft zu kommen. Kaum war aber seine ehrwürdige Gestalt unter der Tür erschienen, als Kaiser Franz in ein zwerchfellerschütterndes Lachen ausbrach.

„So das ist der Koch", rief er. „Sennerin, das glaub ich, daß Ihnen der Herr hier das Rahmmus hat anbrennen lassen. Er versteht wohl Schlachten zu schlagen, aber vom Kochen hat er keine Idee. Annemierl, das ist mein Freund, Se. Majestät, der König von Sachsen."

Der harben Annemierl entfiel bei dieser Eröffnung vor Entsetzen der Wasserkrug, so daß er in unzähligen Scherben am Boden zerklirrte. „Nichts für ungut, schöne Sennerin", tröstete sie jetzt lächelnd der König. Ich werde für allen Schaden aufkommen, aber Koch spielen tu ich mein Leben lang nimmer. Das Geschäft ist je zum Ersticken."



Der Schäfer.

Menschlichkeit....!

Im Jahre 1318 belagerte Herzog Leopold von Oesterreich die Stadt Solothurn, weil sie, entgegen ihren Verträgen, ihre Sympathien nicht seinem Bruder Friedrich, sondern dem bayrischen Ludwig schenkte. Die Solothurner fanden an den Bernern hilfreiche Bundesgenossen. Diese ihre Hilfe bestand zwar nur aus rund 400 Mann; aber dem Herzog genügte dies, und er nahm jetzt die Belagerung von Solothurn mit doppelter Umsicht in Angriff. Um die Stadt, ihre Bewohner und Verteidiger leichter bedrängen zu können, ließ er über die Aare eine Brücke schlagen. Die Eingeschlossenen wehrten sich jedoch unverdrossen weiter, obwohl sie harte Tage erleben mußten!

Dreizehn Wochen dauerte nun schon die Belagerung. Da trat die Aare, durch häufige Regenfälle angeschwollen, über ihre Ufer. Der Herzog mußte fürchten, daß der reißende Fluß die in der Eile geschlagene Brücke wegreißen werde. Nur ein Mittel gab es, die Brücke zu retten: sie mußte mit einer möglichst großen Last beschwert werden! Da jedoch im Augenblick schweres Fuhrwerk nicht zur Stelle war, befahl der Herzog auf die gefährdete Brücke so viele Truppen, als auf ihr stehen konnten. Doch der Druck der Krieger war zu gering gegen die Gewalt des reißenden Wassers: die Brücke wurde abgehoben und die Mannschaften stürzten in die wilden Fluten!

Leicht wäre es nun den bedrängten Solothurnern gewesen, die Soldaten, die sich aus dem Wasser mühsam an ihr Ufer retteten, zu töten. Aber so dachten die redlichen Streiter in der belagerten Stadt nicht. Kaum sahen sie vielmehr den Jammer, so vergaßen sie plötzlich Belagerung und Feindschaft; Männer und Frauen stürzten aus den Stadttoren und halfen unter eigener Lebensgefahr mit Stangen, Seilen und Kähnen die Soldaten des Herzogs aus der reißenden Aare retten. Sie hatten auch tatsächlich das Glück. viele Ertrinkende bergen zu können.

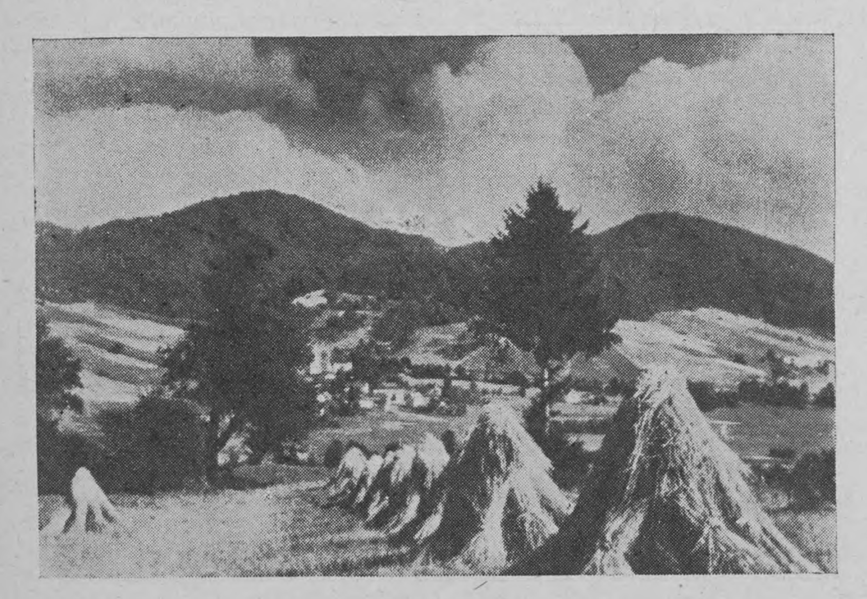
Herzog Leopold stand am jenseitigen Ufer und wurde durch das Verhalten der Solothurner gerührt. — „Ich bekriege Männer und Frauen, die so bieder und edel handeln; ich will die Wohnungen so guter Menschen zerstören! Nein — da sei Gott vor!" sagte er und gab den Befehl zum Abbruch der Belagerung.

Leopold zog nun gegen Bern. Hier ließ er den Rat der Stadt Solothurn zu sich bitten und er sagte zu den Abgesandten: „Ihr habt mich überwunden durch Menschlichkeit! Fortan sei kein Krieg mehr zwischen euch und mir. Huldigt eurem Ludwig oder meinem Bruder, eurem rechtmäßigen Kaiser; ich bleibe unter allen Umständen euer guter Freund!"

Die Solothurner bemerkten nach ihrer Rettungstat, daß der Herzog mit seinen übrigen Leuten durch die offenen Stadttore leicht hätte eindringen können; nach seinem Abzug und gar nach seinen Worten fanden sie ihr Werk gegenüber soviel Menschensinn unbedeutend.

Herzog Leopold von Oesterreich galt von da ab bei den Solothurnern nicht wenig, und einer von ihnen sagte: „Wenn doch alle Kriege so enden würden!"

Friedrich Bieri.



Brot

Herbstbild.

Ich sah des Sommers letzte Rose steh'n,
Sie war, als ob sie bluten könne, rot;
Da sprach ich schauernd im Vorübergeh'n:
So weit im Leben ist zu nah am Tod!

Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leise strich ein weißer Schmetterling;
Doch ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
Bewegte, sie empfand es und verging.

Friedrich Hebbel.

Auf der Eisenbahn

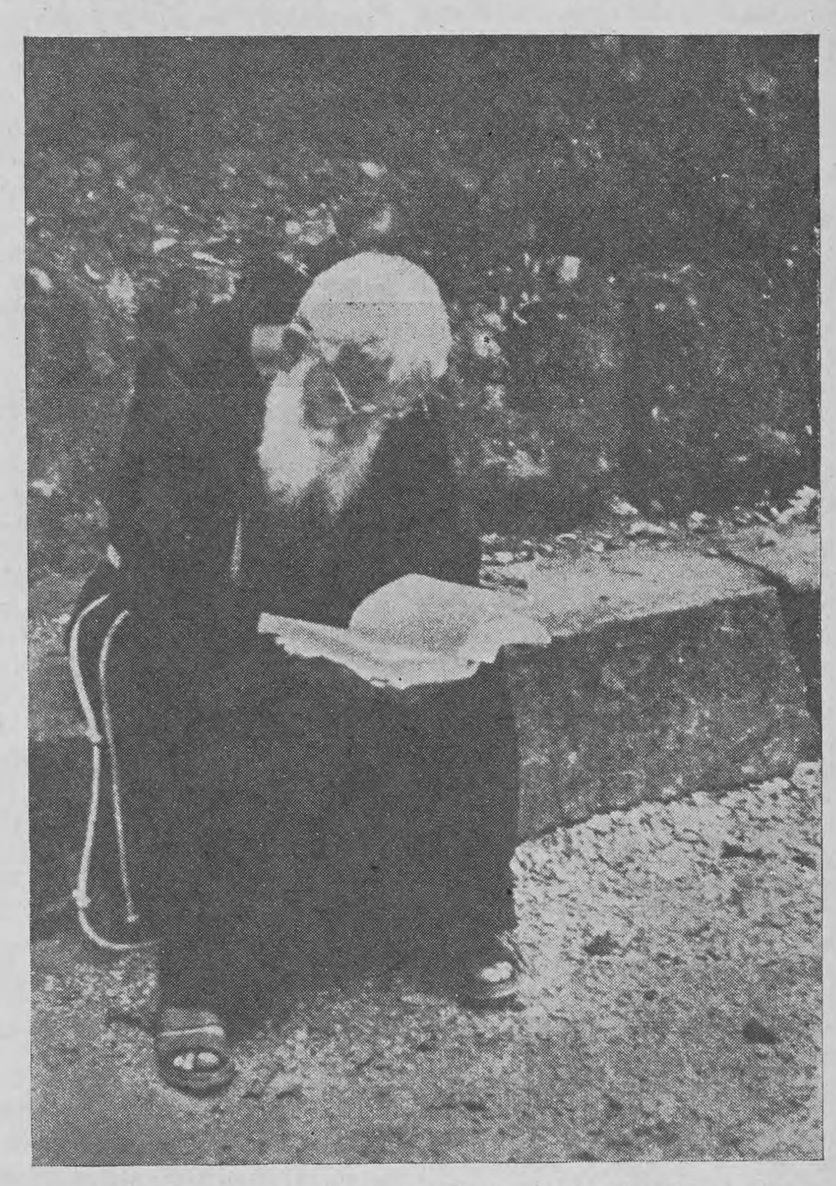
**Humoristische Erzählung
von Friedrich Gerstäcker.**

Wie ganz anders reisen wir jetzt als früher; was für ein Drängen und Treiben ist das in dieser vollkommen neuen Welt des Dampfes und der Elektrographen. Wie schnell fliegen wir, wie schnell fliegt die Zeit — und wie langsam gehen doch noch so viele Menschen in ihrem alten, ausgetretenen Gleis neben der Eisenbahn her, ja hielten uns wohl gern noch auf, um mit ihnen in einem Tempo zu bleiben, denn jeder rasche Fortschritt ist ihnen zuwider. Aber eben so machtlos griffen sie in die Speichen der Zeit, wie in die Dampfräder des Fortschritts, und wir fliegen keck und freudig an ihnen vorbei, und lassen sie nachkeuchen.

Die Fahrt mit dem Dampfwagen ist freilich nicht mehr so gemütlich wie die frühere alte Postfahrt. In unserer praktischen Zeit hat die Gemütlichkeit überhaupt erstaunlich abgenommen. Jetzt regiert der Eigennutz in der Welt, und wer einen Eckplatz im Kupee bekommen kann, lehnt sich behaglich hinein, streckt die Beine vor sich hin und kümmert sich nicht um den Nachbar.

Das ganze Reisen ist auch ein anderes geworden. Früher gehörte ein Entschluß dazu, den alten Wohnsitz zu verlassen, um irgendeinen entfernten Ort zu erreichen. Vor allen Dingen mußte man sich einen Paß mit genauer Personalbeschreibung verschaffen — tagelang vorher eingeschrieben sein, um nicht in einem lästerlichen Beiwagen befördert zu werden — und dann die Abschiedvisiten. — Jetzt dagegen trägt man die Paßkarte fix und fertig in der Tasche — oder braucht sie nicht einmal, und ist aus irgendeinem entfernten Teil Deutschlands zurückgekehrt, ehe nur irgendein Mensch ein Ahnung hatte, daß man überhaupt fortgewesen.

Die Reisenden selber verband früher auch schon der gemeinsame Entschluß — die lange Fahrt miteinander. Wo zum erstenmal Mittag gemacht wurde saßen die „Passagiere" von den „Gästen" des Orts getrennt im „Passagierzimmer" allein und abgeschieden, oder im Gastzimmer an einem besondern Teile des Tisches. Abends kehrten sie zusammen ein; morgens tranken sie gemeinschaftlich Kaffee und hatten im Postwagen



Heiliger Friede. Wir suchen ihn und wir können ihn nicht finden — weil wir nicht in Gott nach ihm suchen.

wieder ein gemeinsames Leiden zu besprechen, das sie enger verband: die Klage über das letzte Nachtquartier.

Wie hat sich das in unserer Zeit geändert. Jetzt werden wir mit einer Anzahl von Personen zusammengeworfen, die uns nicht interessieren können, da sie vielleicht schon auf der nächsten Station aussteigen — selbst das Wohin bleibt sich gleich, da sie uns wahrscheinlich nie im Leben mehr begegnen. „Reisegefährten" — das Wort existiert gar nicht mehr; man grüßt sich höchstens, wechselt vielleicht ein paar Worte mitsammen, und kennt sich nicht mehr, sobald man aussteigt, trotzdem man vielleicht eine Strecke gemeinschaftlich zurückgelegt hat, die unter frühern Verhältnissen eine feste und dauernde Freundschaft begründet hätte.

Das macht der Dampf: die Konzentration der Zeit, wie man es nennen könnte, mit der wir in ein Kupee erst zusammengepreßt und dann wieder gewaltsam auseinander geschnellt werden. Wer kann sich dabei gemütlich fühlen? Wo ist die beschauliche Ruhe beim Reisen geblieben, mit welcher der „Schwager" vor der Abfahrt ein paar Stücke auf seinem Horn blies und das durch Verspätung eingetretene Zurücklassen eines Passagiers ein Ereignis gewesen wäre, von dem man auf der Strecke noch monatelang gesprochen hätte. Jetzt dagegen ein rasches Läuten, ein Pfiff, und fort geht der Zug; ein unglückseliges Menschenkind aber, das in diesem Augenblick noch vielleicht verzweifelnd aus dem Wartesaal stürzte, kann nur mit bestürztem Gesicht hinter dem Davonbrausenden drein sehen, wird noch dazu ausgelacht, und ist von seinen frühern Mitpassagieren im nächsten Augenblick vergessen.

Und wie oft geschieht das. Der alte faule Schlendrian steckt da noch in einer Menge von Menschen, und kommen sie einmal hinaus ins Leben, treten sie aus ihrer Studierstube oder Werkstatt ins Freie, so hält es ungemein schwer, ihnen begreiflich zu machen, daß die übrige Welt nicht auf sie wartet oder ihretwegen da ist — aber der Dampfwagen bringt's fertig.

Und was für wunderliche Leute führt er zusammen.

Es war im August gewissen Jahres, daß ich mit dem Schnellzug von Leipzig nach Koburg über Eisenach fuhr, und zwar die ersten Stationen mit einem Fremden allein im Kupee, der sich trotz der warmen Witterung in einen ziemlich dicken Mantel gehüllt, und seine Reisemütze fast bis über die Ohren gezogen hatte. Vom Gesicht war dabei nur sehr wenig frei, und das Wenige ununterbrochen in eine dichte Wolke von Zigarrendampf gehüllt.

Da ich selber unterwegs nur höchst ungern spreche und nie selber eine Unterhaltung anknüpfe, mein zeitweiliger Reisegefährte aber die nämliche Neigung zu stiller Selbstbeschauung zu haben schien, so nahmen wir in verschiedenen, und zwar gerade den entgegengesetzten Ecken des Kupees Platz und qualmten um die Wette.

In Naumburg bekamen wir einen Mitgenossen, der aber, während er sich dem Dicken gegenübersetzte, ganz das Gegenteil von diesem zu sein schien.

Es war ein dünnes, kleines Männchen, nicht älter vielleicht wie dreißig Jahr, aber seinem Gegenüber ordentlich wie zum Trotz ganz in Nanking gekleidet, ja hatte noch dazu seine Weste aufgeknöpft, und ging dadurch auch sogleich zu Feindseligkeiten über, daß er das bis jetzt fest verschlossene Fenster, ehe es der Dicke verhindern konnte, herunterließ.

„Bitte, er zieht," sagte dieser — es war das erste Wort, was er bis jetzt gesprochen hatte— und beiläufig gesagt auch das letzte, das ich von ihm hörte, aber selbst das nutzlos.

„Nichts geht über frische Luft" — sagte der Kleine in Nanking — „Sie haben ja hier einen Qualm, daß man ersticken möchte."

Er suchte jetzt auch, wie sich der Zug kaum wieder in Bewegung setzte, ein Gespräch mit einem von uns beiden anzuknüpfen, aber es mißlang ihm gänzlich. Eine nicht wegzuleugnende meteorologische Beobachtung über „schönes Wetter" wurde totgeschwiegen — eine Frage an den Dikken, wohin die Reise gehe, fand keine Antwort; ich selber tat, als ob ich schliefe, und so rasselten wir selbander an Kösen, Sulza und Apolda vorüber nach Weimar.

Der kleine Mann war dabei völlig rastlos; unaufhörlich sah er bald nach seiner Uhr, bald nach dem Fahrplan, den er schon ganz zerknittert hatte; bald holte er ein Buch heraus zum Lesen, steckte es aber augenblicklich wieder ein. Jetzt nahm er eine Prise — die er auch dem Dicken anbot, der aber nur mit dem Kopf schüttelte, jetzt zog er den Schuh aus und ließ einen kleinen Stein heraus; kurz er saß keinen Augenblick still. Wo auch der Zug hielt, ließ er sich öffnen und schoß eine Weile auf dem Perron herum.

Er suchte jemand, aber nicht etwa einen Bekannten, sondern nur ein menschliches Wesen, mit dem er sich unterhalten konnte, ja in letzter Verzweiflung griff er sich sogar den Schaffner auf, der aber nur so lange bei ihm aushielt, als er Zeit gebrauchte, seine Dose zu öffnen und ihm eine Prise anzubieten.

Endlich in Weimar fand er das Gesuchte. Dort stieg ein etwas sehr

---

Was dich quält, das nimmt dir keiner mit Lob und Zuspruch, so du dir nicht selbst hilfst.

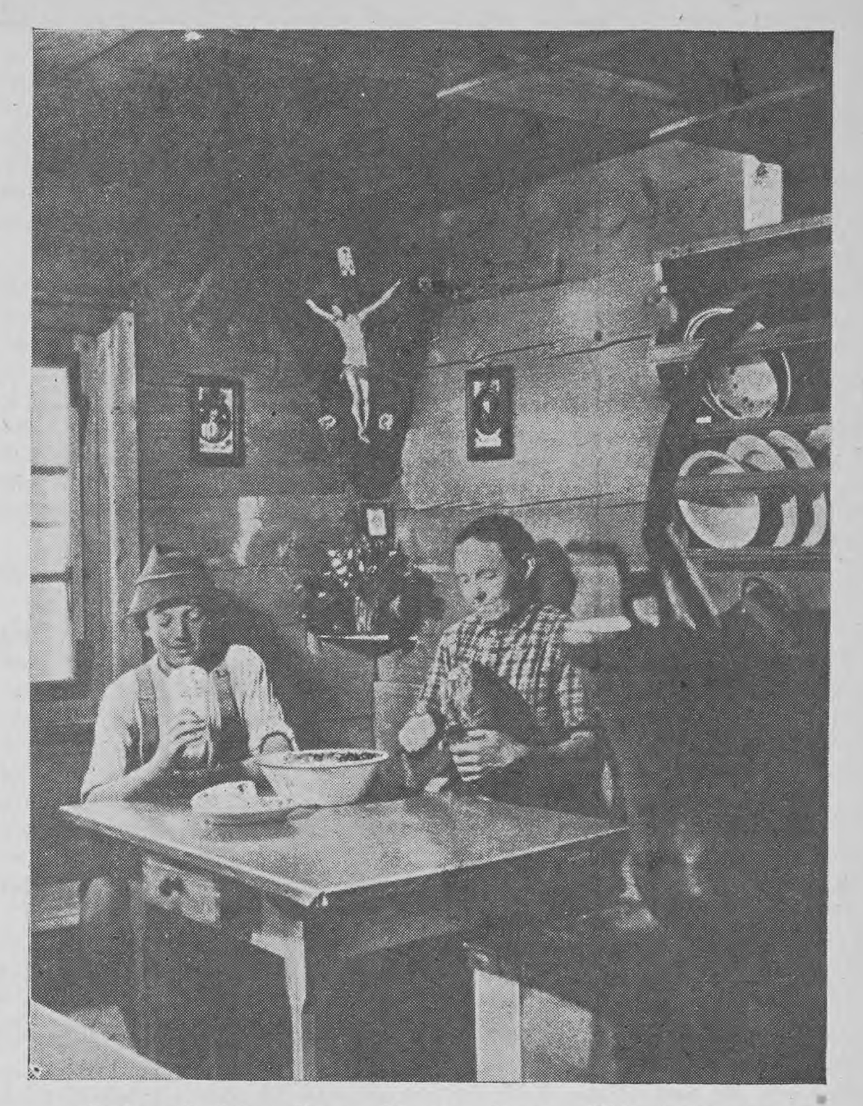
Es gibt eine Liebe, die wie der Regenbogen ist, ganz voll Farbe und Licht.

„Wie die eigene, so erscheint auch die fremde Seele in ihrem Unendlichkeitswert allein in der Ehrfurchtshaltung. Für den ehrfürchtigen Menschen ist jede Menschenseele ein Heiligtum, ein Tempel Gottes."

J. Hessen.

ausgetrockneter Herr mit einer Brille auf, in jeder Hand einen Reisesack tragend und von seiner Frau, einer kleinen lebendigen Brünette gefolgt, in das Kupee. Ein Dienstmädchen, das sie begleitet hätte, reichte noch einen großen Tragkorb voll Hutschachteln, Sitzkissen, Vorratskörben und Regenschirmen, wobei sie die Dame Frau Professorin nannte, in den Wagen, wünschte glückliche Reise und zog sich dann in die Arme eines mittelstaatlichen Artilleristen zurück, der diesen Moment mit großem Takt in der Entfernung abgewartet hatte.

Der Professor suchte indessen, wie der Zug abpfiff — der Kleine in Nanking hatte eben noch Zeit gehabt, wieder in das Kupee zu springen — seine Brille, und als er diese gefnuden hatte, seine Zigarrentasche, die sich endlich in dem Arbeitsbeutel seiner Gemahlin fand. Hiernach vermißte er aber plötzlich seinen Sekretärschlüssel — der mußte daheim auf dem Tisch liegen geblieben sein, und er schien einen Moment nicht übel Lust zu haben, dem Zug ein Halt zuzurufen. — Seine Zigarrenspitze hatte er ebenfalls „in der Eile" zu Haus liegen lassen, kurz, im Laufe der Unterhaltung, an welcher der Kleine in Nanking jetzt den lebendigsten Anteil nahm, stellte sich heraus, daß noch eine ganze Menge von Dingen vergessen zu besorgen oder zurückgelassen waren und es bedurfte einiger Zeit, bis sich die beiden Ehegatten soweit beruhigten, das Unvermeidliche eben zu ertragen. Es war einmal geschehen und nicht mehr zu ändern.



Unser tägliches Brot gib uns heute. Wir haben es. Teilen wir es mit jenen, die da hungern?

Wir erfuhren jetzt auch in unglaublicher Geschwindigkeit, daß der kleine Mann in Nanking bis nach Fröttstedt wollte, wo ihn seine Braut mit ihren Eltern, die aus Eisenach gekommen waren, schon erwarteten, um von da an die Pferdebahn nach Waltershausen zu benutzen und dann zu Fuß nach Reihardsbrunn und dem Inselberge zu gehen. Er war ein Angestellter aus Naumburg, hatte aber auf zwei Tage Urlaub bekommen und gedachte diese kurze Zeit mit einer Parforceetour durch den Thüringer Wald an der Seite der Geliebten auszufüllen.

Der Professor mit seiner Frau dagegen — denn auch das wurde uns nicht vorenthalten — gedachten nur diesen einen Tag von zu Haus wegzubleiben, da die Kinder und dringende Arbeiten und Geschäfte eine längere Erholungsreise nicht gestatten. Das Ehepaar wollte nur nach Eisenach, dort die Wartburg besuchen, in irgendeiner romantischen Schlucht das Mittagsmahl verzehren und dann mit dem Abendzug wieder nach Weimar zurückkehren.

Der Mensch denkt und Gott lenkt.

In der Unterhaltung hatte uns die Frau Professorin ebenfalls damit bekannt gemacht, daß sie eine Schwester in Erfurt habe, die sich ihnen möglicherweise auf ihrem Vergnügungsausflug anschließen wolle — jedenfalls würde sie am Bahnhof sein, um sie zu begrüßen. In diesem Augenblick hielt der Zug in Erfurt. Der Schaffner öffnete die Tür.

Erfurt — vier Minuten Aufenthalt!

Der Kleine schoß wie der Blitz zur Tür hinaus; es war eine ordentlich peinliche Unruhe in dem Menschen— und die Frau Professorin sah sich indessen nach ihrer Schwester um; in dem Gedränge am Zug konnte sie dieselbe aber nirgend erkennen, und

da sie entfernter — wie sie ihrem Gatten zurief — einen blauen Hut zu entdecken glaubte, trat sie hinaus, um die Ersehnte zu finden.

Der Professor zeigte dabei nur geringe Teilnahme an dem Familienglied, sondern suchte wieder seine Brille, die er sich, wie er uns mitteilte, beim Einsteigen gehabt zu haben, und die jetzt wie in den Boden hinein verschwunden schien. Er kniete nieder und suchte — in der verzweiflungsvollen Möglichkeit, daß sie unter die Füße gekommen sei, unter den Sitzen, griff hinter die Pülster, öffnete die Arbeitstasche seiner Frau und schien untröstlich über den Verlust. Er hörte dabei gar nicht, wie es läutete und kam erst wieder mit der Außenwelt in Berührung, als er die vermißte endlich in der Zigarrentasche entdeckte, in die er sie in Gedanken wie in ein Futteral hineingeschoben hatte. Zu gleicher Zeit fuhr aber auch der Kleine in Nanking in das Kupee, das unmittelbar hinter ihm geschlossen wurde, und draußen pfiff es.

„Wo ist denn Ihre Frau Gemahlin?" sagte der Naumburger erstaunt.

„Herr Gott, meine Frau!" rief der Professor und stürzte an diesem vorbei nach dem Fenster, das der Dicke schon hartnäckig wieder aufgezogen hatte. — Der Zug setzte sich langsam in Bewegung, in zitternder Hast ließ der unglückliche Gatte das Fenster nieder und fuhr mit dem Kopfe hinaus.

Draußen war noch eine Tür geöffnet, der Schaffner stand dort und neben ihm die Frau Professorin, in atemloser Hast.

„Das ist nicht meine Kupee!" rief sie.

„Steigen Sie nur hier ein," drängte der Schaffner.

„Elise!" rief in diesem Augenblick der Gatte, und „dahinein gehör' ich!" antwortete jubelnd die Frau und flog auf dem Perron herunter, uns entgegen. — Aber hier war keine Tür mehr geöffnet und der Zug im Gang. Der Schaffner konnte nichts weiter tun und „machen Sie auf! machen Sie auf!" schrie Frau draußen und griff krampfhaft nach dem Schloß. Die Tür öffnete sich aber natürlich nicht, da sie nach unten von dem eisernen Vorleger gehalten wurde, und dort stehende Bahnbeamte sprangen außerdem gleich dazwischen, denn die geängstigte Frau hätte sonst verunglücken können. An Einsteigen war gar kein Gedanken mehr.

„Da drinnen sitzt mein Mann! Ich muß mit!" Das war das letzte, was wir von der Frau Professorin hörten, und der Professor, der den Kopf aus dem Wagen steckte und seine Frau mit den Augen suchte, bis der Zug unter den Festungstunnel schoß und er erschreckt zurückprallte, sank jetzt auf den Sitz am Fenster zurück und jammerte:

„Ja, du mein Gott, was soll jetzt werden!"

Der Kleine in Nanking tröstete ihn. Von der nächsten Station aus konnte er zurücktelegraphieren, daß ihm seine Frau mit dem bald nachkommenden Güterzug folge. Um fünf oder halb sechs waren sie dann immer wieder in Eisenach beisammen und es blieb ihnen an dem langen Sommerabend noch übrig Zeit zu einer recht hübschen Partie nach der Wartburg.

Der Professor griff dabei wie unwillkürlich an seine Westentasche und sagte:

„Wenn sie nur nachkommt — sie hat die Kasse."

Es ließ sich aber vorderhand wirklich nichts anderes tun, und in Dietendorf hielt der Zug kaum, als der Professor schon nach dem Schaffner schrie, um die Tür geöffnet zu bekommen.

„Machen Sie rasch, es geht gleich wieder fort!" rief ihm dieser nach, aber der Professor hörte schon nicht mehr und sprang in flüchtigen Sätzen in das Telegraphenbureau.

Hier stieg, während der Kleine in Nanking auf dem Perron lustwandelte, ein anderer Passagier ein, der sich dem Dicken gegenübersetzte und den Bahnzug nur als Droschke zu benutzen schien. Er war nicht allein sehr anständig, sondern auch sehr sorgfältig gekleidet in schwarzem Frack und eben solchen Beinkleidern, seidener Weste und tadellos geknotetem weißen Halstuch. Überhaupt hatte er in seinem ganzen Wesen etwas Ängstliches und peinlich Ordentliches, das nirgends weniger hinpaßt als in ein Eisenbahnkupee.

Als er einstieg und schüchtern grüßte, nahm er seinen zu einem Spiegel geglätteten Hut ab und setzte ihn vorsichtig neben sich hin, nahm ihn aber augenblicklich wieder in die Höhe, strich mit einer kleinen Taschenbürste die etwa verschobenen Haare sauber glatt, und setzte ihn wieder auf. Er schien sogar die entschiedene Absicht zu haben, ein paar fleckenlos neue weiße Glacéhandschuhe anzuziehen, besann sich aber doch noch beizeiten eines Bessern, wickelte sie wieder zusammen und schob sie in die Tasche zurück.

Einen blauseidenen Regenschirm, obgleich keine Wolke am Himmel stand, hatte er neben sich auf den Sitz gelegt. Da schlug die Glocke wieder scharf dreimal an, und mit dem letzten Schlag saß der in Nanking im Kupee und auf dem blauen Regenschirm, von dem er aber, sich entschuldigend, wieder in die Höhe schnellte. Die Tür war geschlossen.

„Herr Jesus! ist denn der Professor noch nicht da?" rief er. „Heh, Schaffner! es fehlt noch eine Person."

Ein Pfiff antwortete ihm und fort rollte der Zug. Wir hörten noch etwas rufen, sahen, wie die weiter vorwärts am Perron stehenden Leute lachten — und nichts mehr. Der Professor hatte sich subtrahiert.

„Na, das ist göttlich! rief der Kleine in Nanking — „jetzt will der gute Herr eine Vergnügungstour mit seiner Frau machen, und hat in der ersten Stunde sich, seine Gattin und sein Gepäck auf drei verschiedenen Stationen. Na, wie die sich wieder zusammenfinden wollen, ist mir auch ein Rätsel."

„Hat jemand den Zug versäumt?" frug der Herr im schwarzen Frack, indem er seinen etwas zerdrückten Regenschirm vornahm, wieder halb öffnete, schloß, glättete und dann hinter sich legte.

„Nun, natürlich" lautete die Antwort — „ein Professor von Weimar — was fangen wir jetzt mit den Sachen an?"

„Wir kommen um halb drei Uhr

nach Gotha," sagte der Ordentliche im schwarzen Frack — „und um drei Viertel auf drei Uhr trifft der Schnellzug von Eisenach in Gotha ein. Wenn Sie die Sachen nach Dietendorf zurückschickten, hätte sie der Herr in einer Stunde wieder."

„Hm, ja — das ginge — aber er will ja eigentlich nach Eisenach, und wenn sie sich nachher wieder versäumen — oder gar nicht wissen, daß das Gepäck zurückkommt."

„Man könnte ja von Gotha aus telegraphieren," meinte der Ordentliche.

„Hm — ja — wohin gehen Sie?"

„Nach Gotha —"

„Wollten Sie dann die Güte haben und das Gepäck da irgendeinem Beamten übergeben?"

„Ich werde sehr bedauern müssen, keine Zeit zu haben," sagte der Ordentliche verlegen — „ich bin zu einer — ich muß sehr pünktlich sein, denn ich bin bis halb drei Uhr hinbestellt, und wir haben uns schon von Dietendorf aus um" — er sah nach seiner Uhr — „um sieben Minuten verspätet —"

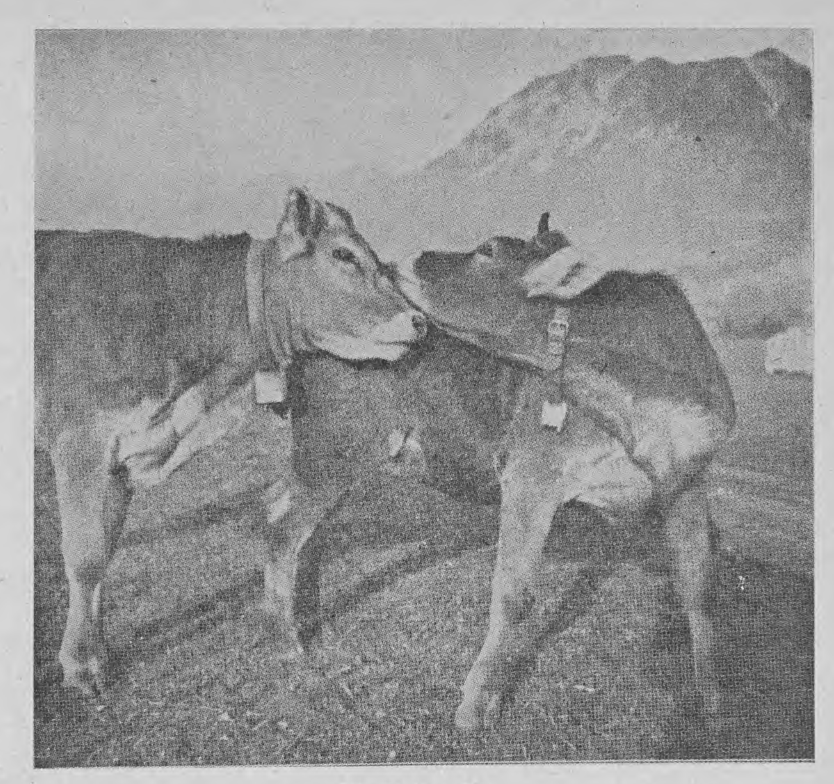
„Gut, dann tu' ich's," sagte der kleine gutmütige Mann entschieden. „So viel Zeit bleibt in Gotha, und ich versäume den Zug nicht."

Dabei zog er seine Brieftasche heraus und formulierte — so gut es das Schaukeln des Eisenbahnwagens erlaubte — das Telegramm, um in Gotha nicht zu viel Zeit zu brauchen.

Das Gespräch war damit abgebrochen, und mich interessierte dabei besonders der Dicke, der bei den bisherigen Zwischenfällen auch noch durch keinen Blick die geringste Teilnahme verraten, sondern immer nur still, aber heftig vor sich hingequalmt hatte.

Jetzt stierte er durch den Rauch sein Gegenüber, den Ordentlichen an, der sich aber nicht wohl unter dem Blick zu fühlen schien und wie verlegen allerlei kleine Beschäftigungen wieder vornahm.

Er holte eine kleine, mit einem Miniaturspiegel versehene Haarbürste heraus, suchte vorher mit Hilfe des Spiegels einen Blick auf seinen Krawattenknoten zu gewinnen —was aber vollständig erfolglos blieb, und ging dann zu den etwas widerspenstigen Haaren über, die sich aber,



Sie lieben sich.

trotz allem Bürsten, auf dem Wirbel wie zu einer Art von Skalplocke emporsträuben wollten, mochte er sich noch so viel Mühe damit geben. Danach ging er wieder daran, sich abzustäuben — vom Rockkragen nieder bis zu den glanzledernen Stiefeln. Sonderbarerweise hatte gerade ihm, vor allen andern, ein tückisches Schicksal — oder vielleicht eine Schwalbe — den Rockkragen verunreinigt, aber trotz allem Bürsten berührte er nie den Fleck, während der ihm gegenübersitzende Dicke seinen Blick — ohne jedoch eine Silbe zu äußern — immer hartnäckig auf den Punkt gerichtet hielt.

Er rauchte dabei ununterbrochen, und da er sein Zigarre nie abstrich, fiel die Asche ein paarmal ab, rollte an seinem Mantel nieder und auf die Knie des Ordentlichen, den er dadurch, ohne sich je zu entschuldigen, in steter Beschäftigung und Aufregung hielt. Es hatte dem unglücklichen Menschen nämlich nicht entgehen können, daß ihm der so unheimliche Eingehüllte stets auf den Rockkragen stierte, und mit der Ahnung, daß dort etwas nicht in Ordnung sei, besaß er doch zu viel Schüchternheit, um sich danach zu erkundigen.

Der Mann war offenbar zu einer Audienz befohlen oder machte eine Visite, um irgendeine Anstellung zu bekommen — jedenfalls hatte er Angst vor der nächsten Stunde.

Jetzt pfiff die Lokomotive wieder.

„Gotha," sagte der Ordentliche, als er aus dem rechten Fenster sah und dabei in einem halben Seufzer stecken blieb. Der schreckliche Mensch ihm gegenüber sah ihm noch immer unverwandt auf den Rockkragen, und er hätte gern noch einen letzten Versuch mit dem Spiegel gemacht, aber — es war zu spät. Eben rollte der Zug vor das Stationsgebäude — hilf Himmel! die Uhr zeigte auf acht Minuten über halb drei — und mit einem raschen „Empfehle mich Ihnen ergebenst!" flog der Unglückliche zum Wagen hinaus und seinem Schicksal entgegen.

Der in Nanking verrichtete indessen sein Liebeswerk. Einem der Beamten, von denen mehrere auf dem Perron standen, übergab er rasch die

zahlreichen, dem unglücklichen Professorpaar zugehörenden Gegenstände, und glitt dann wie eine Eidechse in das Telegraphenbureau hinein, um die Depesche nach Dietendorf aufzugeben. —

Und wenig genug Zeit wurde ihm dazu gelassen, denn gleich darauf läutete es schon wieder zur Abfahrt. Der Zug hatte acht Minuten versäumt und die mußten wohl oder übel wieder eingebracht werden.

Sollte sich auch der Mann in Nanking auf diesem verhängnisvollen Zug — nein — da kam er herausgeschossen und setzte sich rasch auf den von dem Ordentlichen geräumten Platz, dem Dicken gegenüber. Kaum saß er, als der Schaffner die Tür, an der er das Fenster wieder heruntergelassen, zuschlug, dann auf den eisernen Gangweg stieg und, während sich der Zug in Bewegung setzte, sagte:

„Billets nach Fröttstedt, meine Herren."

Es war noch ein junger Mensch mit einem kleinen Tornister eingestiegen, der eben dorthin und wahrscheinlich auch eine Vergnügungstour in den Thüringer Wald machen wollte. Die beiden lieferten ihre Billette ab, der Schaffner verschwand draußen, um sich in sein eignes Kupee an den Eisenstangen hinzufühlen, und der kleine Mann in Nanking sagte:

„Alle Wetter, das ging geschwind — die konnten mir da drin nicht so schnell herausgeben, und beinah hätt' ich auch einen dummen Streich gemacht und den Zug versäumt. Na, das wär' eine schöne Geschichte gewesen — Jemine, und die Schwiegereltern in Fröttstedt."

Die einzige Antwort, die er von dem Dicken bekam, war eine ausgestoßene Dampfwolke, die einem jungen Schornstein Ehre gemacht hätte. Der kleine lebendige Mann aber mußte sich, mit dem ersehnten Ziel dicht voraus, irgend jemanden mitteilen, und da er keine andere fühlende Brust im Kupee fand, so wandte er sich an den Gymnasiasten, dem er, ebenso wie vorher der Frau Professorin, erzählte, wer ihn in Fröttstedt erwarte, und was für eine fidele Partie sie nachher machen wollten. In Reinhardsbrunn im Gasthof war auch schon das Essen genau auf die Stunde bestellt, ebenso ein Führer und Gepäckträger, kurz alles auf das Genaueste und Pünktlichste geordnet. Es gereichte ihm dabei zu großer Befriedigung, als er von dem Gymnasiasten erfuhr, daß die Pferdebahn auch direkt abgehen würde, denn der von Eisenach kommende Schnellzug treffe unmittelbar nach ihnen in Fröttstedt ein.

In dem Augenblick pfiff es wieder. Der Kleine horchte auf und sah aus seinem Fenster an der rechten Seite, konnte aber da hinaus nichts erkennen. In dem Augenblick bremste der Zug ein.

„Halten wir denn noch einmal zwischen Gotha und Fröttstedt?"

„O bewahre," sagte der Gymnasiast — das ist Fröttstedt."

„Station Fröttstedt!" rief in dem Moment der Schaffner und riß die Tür auf — „rasch, wer hier aussteigt, es geht gleich weiter."

„Herr Gott, mein Rock ist eingeklemmt!" stöhnte der kleine Mann, während der leichtfüßige Gymnasiast aus der Tür sprang, und riß dabei an seinem Nanking-Röckchen, das allerdings ganz fest und sicher von der Tür, neben der er bis jetzt gesessen, gefaßt war, so daß er vergebens suchte, den gehaltenen Zipfel mit Gewalt herauszuziehen.

„Ab!" kommandierte draußen der Oberschaffner.

„Schaffner! Herr Schaffner!" schrie der Kleine in Todesangst, „machen Sie einmal hier die Tür auf."

„Aber Donnerwetter, hier steigen Sie ja aus! Machen Sie doch, daß Sie herauskommen."

„Ich kann ja nicht! ich sitze ja fest — machen Sie doch diese Tür auf."

„Ja, das kann ich nicht!" rief der Unerbittliche und schlug die Tür zu — wieder der ominöse Pfiff und die Wagen taten einen Ruck.

„Ich muß hinaus! schrie aber der Kleine und suchte in der Tasche nach seinem Messer — in drei Taschen fand er es nicht — in der vierten stak es — der Zug kam in Bewegung — mit zitternder Hand hatte er es geöffnet — ritsch — ratsch schnitt er erbarmungslos den Nanking durch, um lieber mit dem verunstalteten Kleidungsstück als gar nicht vor seiner Braut zu erscheinen — und stürzte nach der Tür.

Zu spät! Unglückliches Wort.

„Julie — Herr Oberbaurat!" schrie er verzweiflungsvoll aus dem Wagen hinaus.

„Aber, Herr Assesor, wo wollen Sie denn hin?" Unten auf dem Perron stand die ganze Gesellschaft im Festanzug und sah dem unglücklichen Bräutigam nach, den ihnen ein höhnisches Geschick, kaum gezeigt, wieder entführte.

„Halt! ich muß hinaus!" schrie in einem letzten Akt der Verzweiflung

---

Sonnenblume

**Aus der herben Erde Kraft entsprossen,
Hast du herrlich dich dem Licht erschlossen!
Aufwärts, immer aufwärts ging dein Streben,
Bis dein Haupt sich mocht' zur Sonne heben!
Sonne sehnest du auch für die kleinen
Unscheinbaren Schwestern von den deinen!
Stehst nun zärtlich über alle Blüten,
Sie in frommer Schutzwacht zu behüten!
Riefen dich die heiligen Gewalten?
Wollte Gott durch dich die Predigt halten,
Daß wir alle Lichtgeschöpfe werden,
Bleiben wir nicht haften an der Erden?**

Clara Steckhan.

der unglückselige Assessor in Nankink. — Armer Mann, weshalb machtest du eine Vergnügungstour in einem Schnellzug, der weder Zögern noch Erbarmen, sondern nur Stunden und Minuten kennt. — — Acht Minuten versäumt — wie könnte die ein brechendes Assessorenherz aufwiegen. Vorwärts brauste der Zug — ein starker schriller Pfiff — draußen vorbei fliegt mit betäubendem Rasseln der andere Schnellzug, der, von Eisenach kommend, in wenigen Sekunden fest in Fröttstedt hält — was hilft es ihm — er kann nicht hinüber — vorbei — und weiter, wie auf Sturmesfittigen getragen, und hier von der bedeutenden Senkung noch begünstigt, donnert der schnaubende Koloß talab.

Der kleine Mann sank wie vernichtet auf den Sitz mir gegenüber, und ich suchte ihn jetzt damit zu trösten, daß auch er ja mit dem nächsten Güterzug nach Fröttstedt zurück könne.

„Ach du lieber Gott," klagte er aber — „der kommt ja erst 5 Uhr 46 Minuten, und erst abends spät geht die Pferdebahn wieder nach Waltershausen."

Es war nichts dabei zu machen, und bis Eisenach wurde kein Wort zwischen uns gewechselt. Wenn es aber einen Superlativ im Schweigen geben könnte, so leistete den der Dicke, der während der ganzen vorbeschriebenen Szene nicht einmal den Kopf dahin gedreht, ja mit keiner Wimper gezuckt hatte. Wie aus Stein gehauen saß er da, und nur der Dampf verriet, daß noch innere Wärme in ihm lebte.

In Eisenach, wo ich ebenfalls ausstieg, um die Werrabahn zu benutzen, hatte der Kleine noch einige Schwierigkeiten, bis er sein eingeklemmtes Stück Nanking aus der gegenüber befindlichen Tür bekommen konnte, und er mußte einem der Wagenschmierer ein gut Wort geben, daß er die Tür von der andern Seite öffnete. Als ich ihn zuletzt sah, stand er wehmütig auf dem Perron, hielt das heimtückische Stück Zeug in der Hand und sah nach der Uhr hinauf, die fünfzehn Minuten nach drei zeigte.



Das Kreuz Christi über Deutschland. Ein nach Brot und nach Gott hungernder deutscher Künstler hat dieses Bild geschaffen. Ruinen und Tod — und des Heilandes leidendes Haupt. Wo sind sie, die da Kreuze tragen helfen sollen?

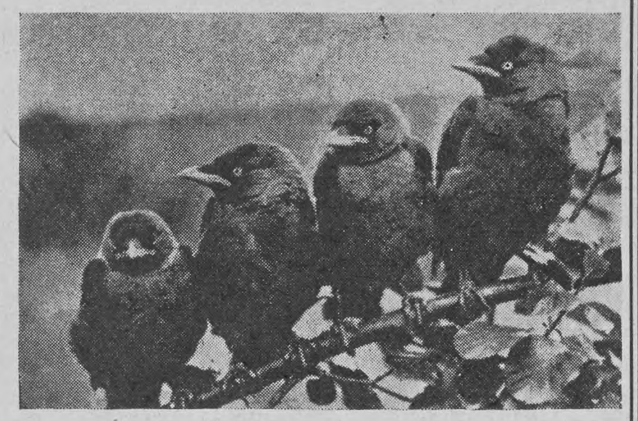
„Denen die mich hassen um der Wahrheit willen, wird viel vergeben werden." Eschelbach.

„Wehe den Hirten, die sich selbst weiden!" Eschelbach.

„Das feste Zuvertrauen des Volkes aber, das das Unmögliche verlangt und für möglich hielt, hatte etwas Beängstigendes." Eschelbach.

Des

Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

(Fortsetzung)

Zu unserer Erzählung: Unsere laufende Erzählung „Des Herrn Markus heilige Sorgen" beruht in ihren Grundzügen auf Wahrheit. Vor dreißig Jahren, von Mai bis Oktober 1917, erschien die heilige Gottesmutter drei kleinen Kindern der Ortschaft Fatima in Portugal. Die Namen der drei Kinder sind: Franz und Jacinta Marto und Luzia Santos. Franz und Jacinta sind bereits tot. Luzia lebt heute als Schwester Maria von den Sieben Schmerzen in einem Kloster der St. Dorotheaschwestern Portugals. Auf Befehl ihres Bischofs hat Schwester Maria von den Sieben Schmerzen beschrieben, was ihr während der Erscheinungen in Fatima von der Gottesmutter gesagt wurde. Die Worte der hl. Maria, die von den drei Kindern am 13. Juli 1917 vernommen wurden, sind von ganz besonderer Wichtigkeit. Es war den drei Kleinen von der hl. Jungfrau verboten, vorläufig darüber zu reden. Franz, Jacinta und Luzia hielten sich an diesen Befehl und sagten nichts. Wer immer sie fragte, was ihnen an jenem Tage offenbart wurde, erhielt zur Antwort: „Wir dürfen es nicht sagen. Es ist ein Geheimnis." Dieses Stillschweigens wegen hatten die Kinder viel zu leiden.

Heute kennen wir den Inhalt des Gespräches zwischen der Gottesmutter und den Kindern vom 13. Juli 1917. Schwester Maria von den Sieben Schmerzen (die kleine Luzia) schrieb es nieder. Sie bemerkte jedoch, daß ihr noch nicht erlaubt sei, alles zu veröffentlichen. Folgendes gab sie bekannt:

Die hl. Gottesmutter richtete gleich nach ihrem Erscheinen die Worte an uns: „Opfert euch für die Sünder, leistet Genugtuung für die Sünden der Welt. Betet oft, besonders nach jedem Opfer, das ihr für die Sünden der Welt gebracht: O Jesus, aus Liebe zu Dir, für die Bekehrung der Sünder und zur Wiedergutmachung all' der Beleidigungen, die dem unbefleckten Herzen Deiner Mutter angetan werden, will ich diese Opfer bringen."

Nach diesen Worten breitete die heilige Gottesmutter ihre Hände aus, und helle Lichtstrahlen wurden sichtbar. Im Glanze dieser Lichtstrahlen zeigte sich den Kindern eine Welt des Grauens. Ein Feuermeer sahen sie, gefüllt von dämonischen und menschlichen Gestalten.

Fünftausend Menschen waren am 13. Juli 1917 dabei, als den Kindern diese Sehung kam. Keiner dieser fünftausend sah, was die Kinder erschauten. Man bemerkte jedoch Schrecken in den Zügen der scharf beobachteten Kleinen.

„Ihr habt die Hölle gesehen", richtete sich die hl. Maria an die Kinder, „und was mit jenen geschieht, die in ihrer Sündhaftigkeit verharren, habe ich euch schauen lassen. Um die Menschheit vor diesem ewigen Unglück zu retten, soll, dem Wunsch des Herrn gemäß, die Andacht zu meinem unbefleckten Herzen eingeführt werden. Viele Seelen werden Rettung finden und der Friede in der Welt wird wiederhergestellt werden, wenn die Menschheit tut, was ich ihr sagen werde.

„Der Krieg (1914—1918) wird bald zuende sein. Hören die schrecklichen Gottesbeleidigungen jedoch nicht auf, dann wird unter dem nächsten Papste (Pius *XI.*) ein neuer, noch viel schrecklicher Krieg die Welt durchrasen. (Der große Weltkrieg 1939—1945 nahm seinen wahren Anfang im Bürgerkrieg Spaniens, der während der Regierungszeit Pius *XI.* ausbrach.)

„Um ein neues, größeres Kriegsunglück zu verhüten, werde ich kommen und bitten, die Welt meinem unbefleckten Herzen zu weihen, und an jedem ersten Samstag des Monats eine Sühnungskommunion zu empfangen. (Papst Pius *XII.* weihte am 31. Oktober 1942 die ganze Welt dem unbefleckten Herzen Mariä.)

„Werden meine Bitten erfüllt. (Weihe an das unbefleckte Herz Mariä, Rückkehr der Welt zu Christus durch Maria, Sühne für die Gottlosigkeit der modernen Welt) dann wird Rußland Bekehrung finden, und Frieden wird die Erde erfüllen. Hört man mich nicht, wird Rußlands Geist sich in der ganzen Welt verbreiten (Bolschewismus), einen Krieg nach dem anderen hervorrufend. Die Kirche wird blutige Verfolgungen über sich ergehen lassen müssen. Viele Menschen werden eines Martyrertodes sterben, der Heilige Vater wird schwere Kreuze tragen, und Nationen

werden ausgerottet werden. (Die kirchlichen Autoritäten haben diesen letzten Punkt, das Voraussagen der Ausrottung ganzer Nationen. nicht ganz als von Maria kommend bestätigt.)

„Am Ende wird mein unbeflecktes Herz aber doch siegen. Die Welt wird meinem Herzen geweiht werden, Rußland wird sich bekehren, und Friede wird die Welt erfüllen.

„Wenn ihr den Rosenkranz betet, füget jedem Geheimnis folgende Worte bei: O Herr Jesus, vergib uns unsere Sünden, beschütze uns vor dem Feuer der Hölle, und führe alle Seelen dem Himmel zu. Besonders die Seelen jener. denen Dein Erbarmen am allernotwendigsten ist."

Noch eine andere Offenbarung zukünftiger Geschehen wurde an jenem 13. Juli 1917 den Kindern von der heiligen Gottesmutter vermittelt. Ihren Inhalt kennen wir nicht. Die göttliche Vorsehung wird sie uns sehen lassen. wenn die Zeit dazu gekommen sein wird.



Da waren sie, die Männer und die Frauen der Erde Gottes, und mit ihnen waren ihre Kinder. Viele kamen mit starkem Glauben, andere waren ungläubig. Keiner aber wagte hier zu streiten oder zu spotten. Wie geweiht war die Luft an diesem Orte und die Herzen aller, auch der Zweifler, waren voller Ehrfurcht. Ganz von selbst war diese Ehrfurcht gekommen. Keiner der Männer stand mit bedecktem Haupte da, obwohl die Julisonne brannte.

Die Erscheinung des Göttlichen in den Tälern der Menschen schien nahe zu sein, und die Menschen wußten sich keine Antwort darauf. Unverständlich in Ewigkeit sind die Wege des Herrn. Sie zeigen sich uns so klein — und wir zweifeln. Sie zeigen sich uns so groß — und wir erschauern. Immer wie Christus, das unscheinbare Kind in der Krippe, dessen Name groß ist, so groß daß er zwei Jahrtausende der Sünde und des Höhnens überwand und immer noch steht. Still, und doch so viel Hoffen und Hassen und Stürmen und Staunen erregend.

Franz, Jacinta und Luzia wußten nicht, was sie tun sollten. Sie wurden schüchtern. Wie konnten sie sich durch diese Massen durchdrängen? Alle diese Menschen werden auf sie schauen, vielleicht sogar schimpfen. Jacinta hätte am liebsten wieder weinen mögen.

Da stand auf einmal Jose neben ihnen.

„Kommt, keine Angst müßt ihr haben", sprach er mit rauher Stimme. Dann nahm er Jacinta mit der linken, Luzia mit der rechten Hand und führte die Kinder den Menschengruppen entgegen.

„Jose, der Pedro könnte da sein. Der fängt Euch, wenn er Euch sieht", sprach Franz da ganz erregt.

„Der bekommt mich nicht", entgegnete Jose. Seine Worte klangen so sicher, daß Franz nun auch wieder Mut bekam. Er schaute auf den Landstreicher. Einen langen Rosenkranz trug dieser um seinen Hals, der mit jedem Schritte auf und ab baumelte. Sonst war er aber zerrissen und schmutzig wie immer. Nur, daß er überhaupt nicht nach Schnaps roch.

Die Menschen sahen den Kinder neugierig entgegen. Sie machten ihnen Platz und ließen sie durch. Es war garnicht schwer, vor das Eichbäumchen zu kommen.

Jose schritt fest voran und hielt die Hände der Mädchen noch fester. Vor dem Eichbäumchen ließ er sie los und kniete sich nieder, gleich neben Pedro, der sich ebenfalls in die Knie nieder ließ und seinen Rosenkranz hervorholte.

Die Kinder wußten im ersten Augenblicke nichts mit sich anzufangen. Von allen Seiten schaute man sie an.

„Wann kommt die Gottesmutter?", fragte eine Frau, die Luzia am Kleide zupfte.

„Ich weiß nicht", flüsterte das Mädchen.

„Wird sie heute kommen?"

„Ich weiß nicht", sagte Luzia wieder. Dann nahm sie ihren Rosenkranz, kniete hin, und begann zu beten.

Franz und Jacinta antworteten ihr. Ud dann kam es von den Menschen im Tale. Wie eine raunende Welle heiligen Betens zog es zum Eichbäumchen hinauf: „Gegrüßet seist du, Maria, du bist voll der Gnaden, der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus." Ununterbrochen ging er dahin, der Gruß an Maria. Alte Lippen, um die das Leben viele Zeichen der Schuld und des Opfers geschrieben, beteten ihn, und junge Lippen, die immer noch ahnungslos auf das große Wunder des ersten Kusses des Lebens warteten, beteten ihn auch. Mann und Weib, reich und arm, Frommglaubender und Spötter, Polizist und Vagabund, alle waren sie da in buntem Gemisch und hielten den Rosenkranz.

Um die Mittagsstunde geschah es.

Die Kinder sahen ein Licht und wurden stumm. Ihre Augen öffneten sich weit.

Da hörte auch das Gemurmel des betenden Volkes auf. Alles schaute auf die Kinder und auf den Eichbaum. Es war jedoch nichts zu erblicken. Vielen schien es, als ob es wie eine weiße Wolke um die Kindre läge, und eine andere über dem Eichbäumchen. Sonst sahen sie aber nichts.

Vor den Kindern aber stand wieder einmal die schöne Frau. Sie lächelte ihnen zu.

Luzia zitterte.

Sollte diese wundersame Erscheinung wirklich aus der Hölle sein? Und wenn sie wirklich vom Himmel ist, was wird die Frau ihr wohl sagen? Nach all' diesen Zweifeln?

Als die Frau immer noch stumm blieb, wagte Luzia zu fragen:

„Wer bist du?"

Jetzt kam das Erzittern über das Volk. Man schaute zum Eichbäumchen hinüber, es war jedoch nichts da. Man schaute auf die Kinder, man hörte Luzias frage, vernahm aber keine Antwort.

Große Stille lag weit und breit, und darin klopften viele Menschenherzen.

„Wer ich bin, werde ich euch im Oktober sagen. Kommt am dreizehnten August wieder", hörte Luzia inzwischen die schöne Frau sprechen.

Da sprang Franz plötzlich mit wildem Satze auf. Ein strahlendes Lachen überzog sein ganzes Gesicht.

Die Leute erstaunten. Sie sahen den Jungen sich ganz dicht vor den Eichbaum stellen und mit großer Freude zur Krone hinaufschauen. Die zwei Mädchen knieten

wohl drei Schritt hinter ihm. Auch sie schauten zur Krone des Bäumchens empor.

Lange war es still. Die Kinder sprachen nichts. Sie schienen aber zu lauschen. Dann wurden ihre Mienen plötzlich sehr ernst, dann angsterfüllt. Nach einer Weile klärten sich ihre Gesichtszüge wieder, und Freude strahlte aus ihnen.

Gespannt folgte man diesem Mienenspiel der drei Kleinen.

Da zupfte wieder jemand die Luzia am Kleide und sprach:

„Ist sie da?"

„Ja, sie ist degewesen. Sie hat gesagt, wir und alle sie ja", rief da Franz laut zurück.

„Hör' ", sagte eine Frau zu Luzia, „sage doch der heiligen Maria, sie solle sich auch uns zeigen. Oder sie solle ein Zeichen geben, damit auch wir sehen, daß sie hier ist."

Luzia brachte diese Bitte mit lauter Stimme vor. Man hörte ihr zu und lauschte in die Lüfte hinein, ob nicht Antwort käme.

Niemand vernahm jedoch ein Wort.

Da kehrte sich Luzia dem Volke zu und sprach:

„Die schöne Frau sagt, daß wir am dreizehnten August, am dreizehnten September und am dreizehnten Oktober wieder kommen sollen. Im Oktober wird sie vor allen Leuten ein großes Wunder wirken, damit die ganze Welt sieht und glaubt, daß sie hierher gekommen ist."

Die Menge lauschte ihren Worten in höchster Spannung.

Luzia hatte sich inzwischen wieder dem Eichbäumchen zugewandt. Sie schien neuen Worten zu lauschen.

Dann fielen die Kinder in die Knie und beteten.

„Ist die heilige Maria noch da?", fragte Jose nach einer Weile.

„Nein, sie ist schon fort. Sie will im August wiederkommen. Wir sollen hier sein", entgegnete Franz.

Die Nächstknieenden hatten gehört, was zwischen Franz und Jose gesagt wurde. Langsam rückten sie auf ihren Knien den Kindern näher und begannen zu fragen:

„Was hat sie euch gesagt? Ist sie wirklich dagewesen?"

„Ja, sie ist dagewesen. Se hat gesagt, wir und alle Leute müssen Buße tun für die Sünden der Welt. Der Krieg wird bald zuende sein. Sie hat gesagt, ich soll lesen und schreiben lernen", sprach Luzia mit fremder Stimme. Sie starrte immer noch auf den Baum.

Die Leute wurden zudränglicher:

„Was hat sie noch gesagt?"

Da wandte sich Luzia um:

„Wir sollen alle das Unbefleckte Herz Mariens verehren. Viel Buße sollen wir tun für die Sünden der Welt. Und an jedem ersten Sonntag, fünf Monate lang, sollen wir in die Kirche gehn und beichten und eine gute Kommunion empfangen, den Rosenkranz beten, und über die Rosenkranzgeheimnisse nachdenken. Alles sollen wir aus Buße für die Sünden tun. Dann will die heilige Maria auch uns helfen."

Die Leute im Irenental lauschten diesen Worten mit angehaltenem Atem.

„Hat sie noch was gesagt?", wollte man weiter wissen.

„Ja", kam es von Luzia.

„Was ist es? Sag' Kind", forderte man ungeduldig.

„Sie hat noch etwas gesagt. Das dürfen wir aber nicht verraten. Nur der Pfarrer darf es wissen.

„Ein Geheimnis?", wurde gefragt.

„Ja. Sie hat uns verboten darübe rzu sprechen."

„Ist das ein gutes oder ein böses Geheimnis?"

Luzia schwieg. Franz sprach für sie:

„Für manche ist es gut, für manche schlecht."

Das Gemurmel unter dem Volke wurde immer größer. Man drängte sich an das Eichbäumchen heran und versuchte jedes Wort der Kinder zu erhaschen. Gruppen bildeten sich, die erregt untereinander sprachen. Auch solche Gruppen gab es, und zwar ziemlich viele, deren Worte böse klangen oder die laut lachten.

Jose schaute grimmig um sich her. Pedro kniete immer noch neben ihm. Er betete. Jose warf blitzende Blicke um sich herum. Sie halfen aber nichts. Lauter wurde gesprochen, und die Gesichter, die er sah, waren sehr verschiedenartig. Manche waren bleich, andere zornig. Hier waren erschrockene Augen, dort gutmütig lächelnde Blicke. Glaube und Spott zeigten sich überall.

Franz, Jacinta und Luzia waren von einigen Frauen umgeben, die eifrig auf sie einredeten. Mutter und Vater Marto machten sich als erste auf den Heimweg. Ihnen folgten Luzias Eltern mit einer Gruppe von Bekannten, dann begannen viele Leute heimwärts zu wandern.

Einige Männer und Frauen blieben bis zum späten Abend betend for dem Eichbäumchen.

Pedro erhob sich von seinen Knien. Er stellte sich neben Jose und schaute ihm ernst in die Augen. Mit unschuldigster Miene erwiderte der Vagabund den Blick des Polizisten. Sein Stoppelkinn bewegte sich im heiligen „Gegrüßet seist du"-Beten, und ein Kreuzzeichen nach dem anderen machten seine tiefbraunen Hände.

Pedro schaute noch einmal zum Eichbäumchen hinauf, trat dann auf die kleine Jacinta zu, und strich ihr liebkosend übers Haar. Dann wandte er sich um und ging.

„Der nimmt mich nicht mit. Nicht von hier, wo die heilige Maria gewesen ist", wandte sich Jose an Franz. „Das hab' ich so im Gefühl, daß mir hier nichts Schlimmes passiert."

Franz antwortete nicht. Sein Blick war dem Orte zugewandt, an dem er vor kurzem noch die heilige Erscheinung gesehen.

Jose erschauerte, als er die weitgeöffneten, strahlenden Augen des Knaben sah. Unruhig wandte er sich um und schaute auf Jacinta und Luzia. Auch as ihren Augen glänzte es so eigenartig rein und so unirdisch, wie es dem Landstreicher schien, daß er sich sofort wieder in die Knie niederließ, ein ganz langsames Kreuzzeichen schlug, die Stirn auf den Erdboden legte, und lange in dieser Stellung betend verharrte.

Dann begann aber das Kreuz zu schmerzen. Jose war nicht mehr jung. Er ging den Sechzigern entgegen. In dem Alter beginnt das Rückgrad steif zu werden, besonders wenn es jahrzehntelang einen solchen Menschen gerade halten mußte, wie der Vagabund Jose einer war,

der an Flüssen schlief und in Wäldern, in Scheunen, kalten Gefängnissen und unter Brücken.

Heiliges und Menschliches begannen ihren uralten Widerstreit im Herzen und im Rücken des alten Gauners. Das Herz sagte: Bete und tu Buße! Der Rücken schrie: Das tut weh! Mache Schluß damit. Du kannst ja auch stehend beten.

Wütend preßte Jose die Zähne aufeinander. Als er jedoch sah, daß er doch nicht mehr länger in dieser gebückten Stellung beten konnte, daß er sich und seinen Rücken mehr im Sinne hatte als die „Gegrüßet seist du", sprang er auf.

So ungeduldig hätte er jedoch nicht aufspringen sollen. Einen mächtigen Stich gab ihm sein Rückgrad. Bald hätte er sich soweit vergessen, seinem Munde ein Fluchwort entschlüpfen zu lassen. Jose hielt es jedoch zurück. Stattdessen machte er wieder ein Kreuzzeichen, und schaute sich um, wer denn noch alles da sei.

Unweit der Kinder sah er Rosa knien. Ihr weißes Kopftuch war weit über die Stirn geschoben. Ihr Gesicht war kaum zu sehen. Jose betrachtete sich das betende Mädchen lange. Dann wandte er sich wieder Franz zu:

„Franz, komm, und erzähle mir, was du heute gesehen hast."

Franz stand auf und folgte dem Landstreicher. Am Wegrand, im Grase, das unter einer Gruppe von Oelbäumen sproß, ließen sich beide nieder.

„Konntest du sie heute sprechen hören, Franz?" war Jose's erste Frage.

Franz schaute still vor sich hin.

„Was ist denn los, Bub', warum antwortest du nicht?", rüttelte Jose den Knaben, als der immer noch nichts sagte.

Da wachte Franz auf: „Jose, sie hat zu mir gesprochen. Jetzt bin ich gut. Jetzt weiß ich's, daß ich gut bin. Ich habe alles gehört, was die heilige Maria gesagt hat. Sie hat auch viel auf mich geschaut."

„Was hat sie denn gesagt?", fragte Jose ungeduldig.

Da erzählte Franz, was Luzia bereits den Leuten mitgeteilt hatte. Jose war ganz Ohr.

„Wie war sie heute angezogen?", wollte er wissen.

„Ein weißes Kleid hatte sie an, und einen langen, blauen Mantel. Sie war so schön, und ihre Stimme, Jose, so eine liebe Stimme habe ich noch nie gehört", erzählte Franz.

„Franz", unterbrach ihn da der Landstreicher, ganz nahe an den Knaben heranrückend. „wir zwei sind gute Freunde. Du weißt, wenn du mir was sagst, das ich nicht weiter sagen darf, dann halte ich mein Maul und sage nichts. Kannst du mir nicht verraten, was das für ein Geheimnis ist, das ihr von der heiligen Maria gehört habt?"

„Nix darf ich sagen, Jose, kein Wort. Das hat sie ganz deutlich gesprochen. Aber, sagt jetzt nichts den Mädchen, daß ihr es wißt: Die heilige Maria hat uns die Hölle gezeigt."

Jose fuhr erschrocken zurück: „Die Hölle? Die richtige Hölle mit den Sündern und Teufeln, die da drin sind?"

Franz nickte mit bleicher Miene: „Ja, die ganz richtige Hölle haben wir gesehen. Die heilige Maria hat mir nichts gesagt, daß ich euch das nicht verraten darf. Aber sagt nichts den Mädchen.

Ueber eine Stunde lang sprachen die zwei miteinander. Dann kamen die Mädchen.

„Jose", sprach Jacinta, „ist der liebe Gott noch schöner als die heilige Maria?"

Jose sah sehr niedergeschlagen aus.

„Die heilige Maria soll Erbarmen mit mir armen Sünder haben", meinte er halblaut. Dann wandte er sich an Jacinta:

„Morgen werde ich dir vom lieben Gott erzählen. Heute nicht. Heute muß ich noch beten. Geht jetzt lieber heim, es ist ja bald Abend."

Die Kinder gingen. Jose blieb noch lange sitzen, wo er saß. Schwere Gedanken plagten ihn. Die Kinder hatten also die Hölle gesehen, und die sah schrecklich aus, wie Franz ihm erzählt hatte. Die heilige Maria dagegen war wundersam, unbeschreibbar schön gewesen. Jose hatte sie zwar nicht gesehen, er meinte aber zu fühlen, daß die heilige Jungfrau noch viel lieblicher sein muß als die reinen Augen der drei Kinder, die nach jeder Erscheinung so himmlisch leuchteten.

„Die heilige Maria und die Hölle, zwischen beiden aber ist nichts", dachte Jose vor sich hin. „Nichts ist zwischen beiden, worauf man sorglos seine Füße stellen könnte. Geh' ich nicht rauf zu Maria, ist das verfluchte Höllenloch vor mir, in dem ich schon mit einem Beine sitze. Ich fühle ja, wie es brennt. Alle Leute fühlen das. Hunger, Jammer. Haß, gemeine Selbstsucht, Unzufriedenheit: Ist das nicht der Anfang der Hölle? Was wird wohl da erst nachher kommen?"

Dann begann Jose an die heilige Maria zu denken. Wie man sich die Hölle vom Leibe halten kann, wußte er ganz genau. Man braucht nur der Sünde einmal ganz ernst Abschied zu geben. Aber was ist das mit der heiligen Maria? Warum kommt diese schöne, himmlische Frau zu den häßlichen Menschen? Warum erschauert man so lieb und so heilig, warum und wonach dieses eigenartige Heimweh, wenn immer sie kommt?

Ja, Jose, der alte Gauner, hatte heilige Gedanken, die ihn tief ergriffen, die er sich jedoch nicht zu klären wußte. Er fühlte nur, daß der Weg zur heiligen Maria und zum unbegreiflichen Gott-Vater, der alle Marienschönheit erdacht, sehr sehr weit, und doch nicht so weit ist, wie die Menschen es sich meistens denken.

Da erwachte plötzlich ein anderer Gedanke im Kopf des alten Vagabunden. Franz hatte gesagt: „Jetzt weiß ich, daß ich gut bin, die heilige Maria hat zu mir gesprochen."

Da stimmte etwas nicht. Wer kann gut genug sein, um vor die heilige Maria treten zu dürfen? Und wer ist so gut und so heilig, daß er sogar vor Gott stehen darf?

„Auf den Franz muß ich aufpassen. Der darf nicht denken, er sei gut. Er muß immer noch besser werden. Zwischen ihm und der heiligen Jungfrau ist doch ein großer Unterschied. Er ist gut — das ist er wirklich — sie aber ist heilig.

Jose erhob sich. Er wollte diese Nacht noch zum Herrn Markus gehen und sich einen Katechismus holen. Vielleicht steht da etwas geschrieben, was dem Franz den richtigen Weg zeigt.

Uebrigens brauchte er den Katechismus ja auch für Jacinta. Die wollte wissen, ob der liebe Gott noch schöner sei als die heilige Maria.

Herr Manuel wußte um diese Zeit bereits alles, was sich um die Mittagsstunde im Irenental zugetragen hatte. Die Leute erzählten viel. Die Ungläubigen hatten großen Vorsprung im Berichten, da all' die vielen, die da glaubten, vom Irenental geradeaus in die Kirche gingen, wo sie das Allerheiligste anbeteten und fromme Marienlieder sangen.

Kopfschüttelnd schaute Herr Manuel ihnen nach, als sie das Gotteshaus betraten. Dann fragte er die andren aus, die es nicht für notwendig fanden, in die Kirche zu gehen. Einige lachten laut, andere machten ernste Gesichter.

„Das macht der ganzen verrückten Geschichte wohl ein Ende", sprach ein stämmiger Kleinbauer. „Die Kinder haben nichts gesehen, und wir haben auch keine heilige Maria gesehen. Die Kinder haben in die Luft gesprochen. Die tollen Weiber da in der Kirche meinen, sie haben eine weiße Wolke über dem Eichbäumchen und um die Kinder herum bemerkt. Ich möchte doch einmal wissen, wieviel Leute das beschwören möchten."

Herr Manuel stellte viele Fragen, und die Männer antworteten eifrig. Dieser Priester war ja auf ihrer Seite. Er war empört über den Aberglauben der vielen, die da so laut in der Kirche sangen, er war zufrieden, daß Herr Markus, der verantwortliche Pfarrer von Fatima, sich über die ganze Sache einfach totschwieg, und er war über Pedro aufgebracht, der die ganze Zeit neben Jose gekniet hatte, ohne den Lumpen einzustecken, wie es ja doch seine Pflicht sein sollte.

Herr Manuel verabschiedete sich mit bedeutungsvoller Miene von den Männern. Als er ins Pfarrhaus kam, sah er Herrn Markus in seinem Studierzimmer rosenkranzbetend auf und ab wandern.

„Was sagen Sie denn nun jetzt?". fragte Herr Manuel den Pfarrer von Fatima.

„Wozu denn?", fragte der.

„Zu dem Auflauf da in ihrer Kirche. Herr Markus, das geht zu weit."

„Das Beten kann keinem Menschen schaden. Ich bete jetzt gerade auch zur heiligen Maria. Ich bete um Erleuchtung, und ich bete, daß die Leute immer so schön kommen und so fromm singen, wie sie es heute tun."

Mehr konnte Herr Markus aus seinem priesterlichem Freunde nichts herausbekommen. Herr Markus ging einfach auf kein Gespräch über die Ereignisse im Irenental ein. Er sagte nur: „Ich gehe jetzt schlafen", und blieb verschwunden.

Herr Manuel ging in sein Zimmer. Lange wandelte auch er auf und ab. Dann nahm er ein Blatt Papier und begann zu schreiben. Erst um Mitternacht legte er sich nieder. Der Schlaf wollte jedoch nicht kommen. Es ging ihm nämlich ein Artikel durch den Kopf, den er schreiben und in der Priesterzeitschrift des Patriarchates von Lissabon veröffentlichen wollte. Ganz erregt war Herr Manuel von diesem Denken.

Plötzlich fuhr er auf. Da unten war etwas los. Ganz deutlich hatte er es gehört: Herr Pfarrer Markus war aufgestanden, war durch sein Zimmer geschlürft, hatte sein Fenster geöffnet, und flüsterte mit jemandem.

Vorsichtig richtete Herr Manuel sich auf, entstieg dem Bette, und schlich sich ans Fenster. Gut, daß er es offen gelassen hatte. Jetzt konnte er ganz ohne Lärm den stillen Beobachter spielen.

Herr Manuel schaute zum Fenster hinunter und staunte. Unten stand der alte Jose und flüsterte mit Herrn Markus, der sich aus seinem Schlafzimmerfenster zum Vagabunden hinauslehnte. Was die zwei da zu flüstern hatten, konnte Herr Manuel nicht verstehen, er wurde jedoch sehr neugierig und sehr verdächtigend. Der Pfarrer von Fatima mischte sich also doch in die Erscheinungsgeschichten. Er war auf der Seite der Glaubenden, und Jose war sein Freund.

Herr Manuel schüttelte den Kopf und trat ins Zimmer zurück. „Wenn ich dem alten Herrn nur helfen könnte. Der kommt in Schwierigkeiten", dachte er bei sich. Er nahm sich aber auch vor, Fatima gleich morgen früh zu verlassen. Dem Herrn Markus die Erscheinungen auszureden, war wohl zwecklos. Vielleicht läßt sich anders wie etwas für Herrn Markus tun, bevor es zu schlimm für ihn wird. Die Regierung läßt nicht mit sich spassen. Wenn man erfährt, daß der Pfarrer von Fatima den gesuchten Jose heimlich empfängt, kommt es zu Unannehmlichkeiten, die dem Priester Markus sehr unlieb sein könnten. Die Regierung wartet ja nur auf eine Gelegenheit, mit Fatima schwer abrechnen zu können.

Herr Manuel machte Pläne. Dann schlief er ein.

Am nächsten Morgen verabschiedete er sich von Herrn Markus.

Schlimme Tage folgten dem 13. Juli. Die Zeitungen waren wie toll. Sie lachten, spotteten, drohten und klagten. Und Fatimas Einwohner kamen in größte Unruhe. Der Gemeinderat ließ verlauten, daß Schritte unternommen werden würden, die Wiederholung eines zweiten Volksauflaufes im Irenental zu verhüten. Vielen Bauern sei großer Feldschaden angetan worden. Dagegen schimpften aber die Weiber, und die Zahl der Männer, die ihnen tapfer und drohend zur Seite standen, war nicht klein.

Auch Luzias Vater war erregt. Worüber, das wußte er selbst nicht. Einerseits betrachtete er die ganze Sache als größte Familienschande, anderseits schimpfe er aber nur vor der Mutter. Der kleinen Luzia sagte er kein böses Wort mehr.

Herr Markus sah diese Unruhen. Sie plagten ihn sehr und bereiteten ihm viel Sorgen. Wo war sein kleines, stilles Fatima? Alle Gemächlichkeit war dahin. Da gab es keinen Schwätz mehr nach der Morgenmesse, und keinen stillen Abendspaziergang. Wohin er kam, war Erregung und Fragen, Fragen, Fragen. Wie soll er sie alle beantworten können? Er wußte ja selbst nicht, was da zu denken und zu meinen sei. Und dann, er solle sich doch heraushalten. So wurde ihm aus Lissabon geschrieben.

Du liebe Zeit, wie sollte sich der arme Herr Markus dieser Geschichte fernhalten? Die Leute warfen ihn ja immer wieder in den unglückseligen Wirbel der Meinungen hinein. Keine Ruhe gab es, und wahrhaftig, so etwas ist nicht mehr für einen alten Mann.

Am liebsten hätte Herr Markus sich Ferien genommen, so bis November. Jedenfalls bis nach dem dreizehnten Oktober, an dem die Gottesmutter, wie die Kinder sagten, zum letzten Male kommen wollte. Das ging aber nicht. Herr Markus war doch der Hirt, und seine Herde war in einen bösen Sturm geraten. Gerade

B—r—o—t—!—

Im Namen der Hungernden danken wir für diese Gaben. ..In kurzer Zeit hoffen wir einen Artikel veröffentlichen zu können, in dem der Direktor der deutschen Caritas uns beschreibt, wie dankbar unsere Gaben in Deutschland angenommen werden. Er persönlich hat viele der Marienbotengaben verteilt.

Wer möchte eine deutsche Familie übernehmen, um ihr regelmässig — ungefähr einmal im Monat — ein Paket zuzuschicken? Adressen können vom Schriftleiter zugeschickt werden. Man schreibe an den Marienboten.

Im Laufe des Monats September sind folgende Deutschlandsgaben bei uns eingelaufen: ..

September-Marienbote	$3,196.13
Alphonse Bantel, Goodsoil, Sask.	5.00
Ein Freund, Masefield, Sask.	5.00
Matth. Hellmann, Burstall, Sask.	10.00
Frau Raymund Boehm, Luseland, Sask.	10.00
Stephan Ehmann, Regina, Sask.	10.00
Valentin Kambeitz, Sedley, Sask.	10.00
Anton Boser Sr., Reward, Sask.	20.00
Anton Mack, Prelate, Sask.	10.00
	$3,276.13

---

jetzt brauchte sie einen guten Hirten.

Aber wie soll man da guter Hirt sein? „Wirklich", dachte er, als er am späten Nachmittag des Samstages in seinem Garten stand, „die Pest wäre mir fast lieber als das."

Dann bekreuzigte Herr Markus sich aber schnell, denn bei einem sündhaften Gedanken hatte er sich ertappt.

Ruhelos wanderte er in seinem Garten auf und ab. Was soll er nur morgen predigen? Nach diesem Menschenlauf im Irenental war es nicht leicht, kein einziges Wort über die sogenannten Erscheinungen im Irenental zu sagen. Dagegen predigen Das konnte Herr Markus einfach nicht. Eine heilige Scheu vor der Gottesmutter saß ihm tief im Herzen. Ihren reinen Namen in einer Schimpfpredigt zu gebrauchen, hätte Herr Markus nie im Leben fertig gebracht. Und dann: Man kann ja nicht wissen! Vielleicht war sie doch dagewesen? Warum sich übereilen?

Für die Erscheinungen sprechen und den Leuten sagen, sie sollen nur ruhig zum Irenental hinauswandern und dort zur heiligen Jungfrau beten, war ganz unmöglich. Erstens hatte er den Befehl, sich fernzuhalten, zweitens ist ja wirklich noch nichts bewiesen, drittens: Was würden die Nachbarpriester, die ungläubigen Schäflein seiner Gemeinde, und was würde die Regierung sagen? Herr Markus ahnte da einen bösen Sturm, der so einer Predigt folgen könnte. Und er hätte nichts in der Hand, sich zu wehren.

Also was soll er morgen predigen?

Herr Markus vergaß sein graues Haar. Listig begann er zu spekulieren, ob er sich nicht für morgen eine Heiserkeit anschaffen könnte. Erlügen wollte er sich diese Heiserkeit nicht. Wenn es jedoch irgendwie ginge, wirklich heiser zu werden, dann brauchte er morgen nicht zu predigen. Auch kein Hochamt gäbe es dann, nur eine Stillmesse.

Dieser neue Gedanke machte ihm sehr viel Freude. Jetzt heißt es nur: Wie macht man das Was muß man essen oder trinken oder tun, um sofort und ordentlich heiser zu werden?

Es war ihm aber nicht viel Zeit gegeben, dieses Geheimnis zu ergründen. Der Gemeindevorsteher Bernardo rief über die Hecke den Namen des Pfarrers. Herr Markus schaute auf und fragte:

„Ja, Bernardo, was gibt es denn?"

„Kommen Sie doch einmal mit ins Irenental. Ich will Ihnen etwas zeigen."

„Was wollt ihr mir denn zeigen?", fragte Herr Markus neugierig. Eine große Unruhe kam über ihn.

„Kommen Sie nur mit, Herr Pfarrer. und sehen Sie sich einmal an, was die Leute da gebaut haben. Bald gibt es dort eine Kirche, und Sie wissen nichts davon."

Herr Markus eilte ins Haus zurück, nahm Hut und Stock, und ging mit Bernardo dem Irenentale zu.

Dort fanden sie das Eichbäumchen von einer drei Fuß hohen Felssteinmauer umgeben, die sich an der Ostseite zu einem Eingang öffnete. Links und rechts des Einganges standen zwei stärkere Baumäste in die Luft hinauf, die oben von einem dritten Ast miteinander verbunden waren. In die Mitte des wagerechten Astes hatte man ein ganz einfaches Holzkreuz genagelt, das zwei kleine Oellämpchen hielt. Beide Lämpchen brannten.

In der Umzäumung stand Jose, eifrig damit beschäftigt, den Rasen um das Eichbäumchen herum umzugraben. Franz war mit ihm, während die Mädchen, Jacinta und Luzia, ihre Schafe über den Weg dem Eichbäumchen zutrieben.

Herr Markus blieb stehen. Er war nicht verdutzt, er war eigenartig gerührt. Ein heißes Gefühl hatte ihn gepackt, ein heißes Gefühl der Liebe zu Gott. Ganz von selber kam dieser heilige Anfall, der ihm, den alten Mann, fast Tränen in die Augen preßte. Ohne zu wissen wie es kam, lag Herr Markus in den Knien und betete mit lauter Stimme das Grußgebet an Maria.

(Fortsetzung folgt)

MARIENBOTE

★ ★ ★ The Catholic Family Monthly ★ ★ ★

Vol. XVI Oct. 1947 No. 1

Why be a Socialist?

The Socialists are very active these days, using an anti-Communist, liberalistic program as points of appeal. The above question is therefore appropriate.

R. J. MILLER

The Socialist Party of the United States has put out a snappy little booklet, about the shape of a railroad time table, only thinner and a little smaller —with a bright yellow cover and the two big white letters "q a"; and in fine print: "Your Questions Answered".

Open the pamphlet, and on the inside of the cover page you get right down to work:

> How much do you know about Socialism?

you are asked; and then you are told:

> Socialism is the fulfillment of man's greatest quest. It is as old as Christianity, as new as the atomic age.

Read or glance through the booklet, and it will begin to seem that the Socialists of the U.S.A. really have something there. Some of its objectives and attitudes are, for instance, the living wage, in fact

> "$100 a week for every American family"; also "develop new industries", "build new homes", "working farmers will keep their own land", private property — "more than ever before ... more food, more clothing, more homes and gardens, more furniture, more cars, radios, and refrigerators, more books"; "free speech, free assembly, free press and radio, freedom of religion and freedom of organization for all political groups"; "absolutely democratic unions".

If all this is not "the fulfillment of man's greatest quest," it certainly offers the satisfaction of some very vital needs of the average man and woman at the present hour.

And if you wonder how the Socialist Party of the U.S.A. stands on Russia and Communism, the pamphlet tells you:

> "Socialism is democracy; Russia is a dictatorship. The two are incompatible."

It is all very wonderful indeed; and yet to a Catholic who has had some acquaintance with the Popes' and the Catholic Church's social doctrine, it will have a rather familiar ring. Where did I hear that before? is the question that may be hovering in the back of his mind; and the answer is that the objectives of the "Socialist Party of the U.S.A." are in very many instances exactly the same as the objectives of the Catholic social program.

Living wages, co-operatives, private property, new homes, free press and radio, absolutely democratic unions, incompatibility with Russian Communism, — all these have been the objects for which Catholics have been struggling, and for which in many instances they have gone to concentration camps

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Father of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask. Subscription: $2.00 per year.

and to death in the dictator countries — right down to the present day.

So when you turn back to the cover of the little Socialist pamphlet, and glance again at that "q a", another bell may ring in your subconscious mind: QA—where did I hear that before? And the answer will come: Why certainly, that's it; the Encyclical Letter of Pope Jius XI on the Reconstruction of the Social Order, called from its opening Latin words, "Quadragesimo Anno," by the initials: QA!

And "as old as Christianity" —that's right too, in a higher sense than the Socialist author of the little pamphlet realized: the objectives of this particular program of the Socialist Party of the USA are "as old as Christianity" for the simple reason that they are Christianity!

So why be a Socialist?

As Pope Pius XI said in that very Encyclical QA:

> Such just demands and desires have nothing in them now which is inconsistent with Christian truth, and much less are they special to Socialism. Those who work solely toward such ends have, therefore, NO REASON TO BECOME SOCIALISTS! ... Socialist claims, so far as they are just, are far more strongly supported by the principles of Christian faith and much more effectively promoted through the power of Christian charity.

For there are certain difficulties which may well arise if these objectives are left to the Socialist development rather than to that laid down in the social Encyclicals.

Granted that the Socialist Party of the USA is one of the most valient and vocal enemies of Communism in the country today, there is another spectre besides Communism which has haunted mankind in recent years.

Both Hitler and Mussolini started out as Socialists. The "NSDAP" — National Socialist German Workers' Party — was Hitler's party right down to the end. Syndicalism, one special kind of Socialism, was Mussolini's original party. Both were violently anti-Communist. Yet when they came to power, both turned totalitarian.

What guarantee do we have that the Socialist Party of the USA would resist the temptation to go down the totalitarian road of Hitler and Mussolini if in turn it came to power in the United States?

Well, the Socialists probably have a good answer to that one, especially the Socialists or "Liberals" such as William E. Bohn, Liston M. Oak, William Henry Chamberlain of the excellent anti-Communist New Leader (and perhaps it should be said here that in the United States today the people who call themselves "Socialists" and the people who call themselves "Liberals" hold very much the same political and social views, and above all else an attitude that is anti-Communist and anti-totalitarian): "We have come to learn the value of the individual man and woman during the days of the European dictatorships. The human being has dignity, imprescriptible rights, inviolable liberty."

Very well; but that brings up a still greater difficulty against Socialism minus Catholicism.

Why is the human individual such a wonderful creature?

As a mass of matter, he is worth something like 98c on the chemical market (unless prices have gone up a few cents since the war).

As an intelligent being he is prone to selfishness, pettiness, craft, cruelty, malice, and even incredible depravity.

What is there that Socialism minus Christianity finds in this freak or this fiend to exalt him above even the power of government, and make him the center and the sun of the universe? What is it that they suggest to make "dignity", "rights", "liberty", more than mere words?

The fact is that unless they appeal to the teaching of Christianity, they can suggest nothing. If what Christianity teaches about the individual is not true, then Stalin is right, and the protests of the Liberals and the Socialists are only the sentimental wailing of a bourgeois attachment to the instinct of self-preservation. Man without Christianity is only a cog in the machinery of the community. If he runs well, let him run; but if he gets rusty, or he seeks to become more than a cog, throw him on the junk pile in Siberia; liquidate him, and use his hide to make a lamp shade. ..Whatever you do, don't waste any tears or energy bemoaning his fate. He's nothing to you. He's only a cog in the machine; and there are a lot more where he came from.

It takes the Christian view of life to put meaning in that phrase "human dignity", and place man among the stars, above conquerors and almighty dictators.

Why?

Because in the Christian view of life, every single human being has an immortal soul that came directly from the power and wisdom of the infinite Being, and a destiny that is not human or finite, but infinite and divine. He may, it is true, abuse the great gifts of his soul to turn into a sinner or a pervert, and a futile everlasting failure. But this does not change the fact that his origin was divine. For human life does not originate as a mere biological phenomenon. Human life begins when God Almighty creates directly and immediately, out of His infinite resources and with full intelligence and sublimely wise purpose, an immortal soul. No accident, that; whether it be Adam in the garden of Paradise, the king's son in the royal palace or a half-witted illegitimate child in the slums, the soul, the intelligent and free soul and life of the human being, comes directly, without the slighest intermediary, only on the material invitation placed by the parents, from the creative power of the Lord of the dictators and the stars.

And more than that. The individual human being is not only the direct and "made to order"

product of the divine power of God, he also has a divine destiny. The half-wit in the slums as well as the king's son in his palace is made for no mere finite joy or triumph. His capacity for bliss is infinite; and to earn that infinite bliss, to exploit his infinite capacities, is the fundamental reason for human existence on this planet.

Incredible? Paradoxical?

Just as paradoxical as you please; but it is the literal teaching of the Catholic Church on the meaning of human life.

And with what a world of meaning it fills the phrase—so often used as a meaningless oratorical expression, or a wishful catchword, or a feeble dim groping for the majestic truth:

—HUMAN DIGNITY!

There are other things too. A human being—any human being—is not merely the masterpiece of God's natural creation, and the beloved for whom a mansion is fashioned in heaven. He is the sinner who was loved unto death by God in human form, and by Him endowed with strange new life and powers above the realm of nature; made a Son of the great God Himself; made to feed on the flesh of a God-Man, and to be the chosen dwelling place and home of the Sacred Spirit of God and the living Triune God.

The casual Socialist or Liberal reader of these lines may at this point, with all the best will in the world, feel like one who gazes dizzily from some height at a prospect of towering mountains, too lofty and too far reaching to be enjoyed comfortably even from a distance. But his experience and his dizziness are not unique. Even "fervent Catholics" (as the phrase goes), even the Saints of God, have never been able to understand the mystery of human dignity; or to get a bird's eye view, as it were, of the magnificent spectacle of mountain range on mountain range of distinction and dignity that the Almighty has raised up in the human soul. And no wonder; for human dignity is something divine.

And now our Socialist may be downright squirming with discomfort. "Why drag religion in, and keep dragging it in, this way?"

Very well; let us leave religion out. Man was not created a living intelligent soul by God's infinitely loving and personal act; he has no destiny beyond the grave; he does not mean a thing to his Maker, any more than an ape or a jackass or a germ, in this world or in the next.

So sell his chemical content for what the market will bring, and make a handbag out of his hide; send him to Dachau or Siberia, or torture him to death in Moscow. Who cares? Small loss; there are a lot more where he came from!

Yes, says our Liberal or Socialist friend, but what about liberty?

Very well, what about it?

If this mass of diseased matter in the form of a freak or a fiend, or this petty bourgeois or proletrian with the pitiful, desperate will to live, if he happens to be endowed also with a strange power called liberty,—what of it? How does that add to his stature, except to make him more dangerous to the State, or to the political clique in power? All the more reason for the strong to crush the weak!

But if that liberty is a sacred trust from God; if it is a divinely conferred power to choose heaven instead of hell, and to work for everlasting, unimaginable bliss; if, in short, it is man's way of wooing God Almighty,—then, indeed, the weakest on earth has a faculty and a distinction that entitle him to defy the strong, and the strong of this world with all their strength are puny before the gigantic stature of the human spirit, and to lay the hand of tyranny upon it is to commit a sacrilegious outrage.

That freedom can be distorted and abused indeed; but only the human individual, master of his freedom, can abuse it. God Himself, its Author, still "treats it with great reverence", as Pope Leo XIII said in Rerum Novarum. Even when the human being turns it into ways of pettiness and greed, of craft and cruelty and depravity, and brings upon himself in consequence death, war, or everlasting hellfire, God still looks up to it with reverence as to something too lofty and too sacred for even Him to intervene to move it against its own free choice. He lays His gifts before it,—Heaven and life everlasting—and then stands back to let it choose. Too high it towers, too delicate in its structure and too mighty in what it works for even the Master of the galaxies to interfere—except by way of rare and miraculous dispensation —in its own free guidance of its course.

Such is the Christian view of human liberty. It is not a sentimental attachment to one's own sweet will; not even a mere sympathetic feeling for the victims of the world's tryanny. It is a matter of exact logic rising into inspiration on the basis of the

PATTERN PIECES

One friend has a generous heart,
Another truth to tell.
This one heals a wound in part,
That one "makes it well."

One is loyal, loving, kind,
Another I love best.
One friend has a brilliant mind,
None stands "every" test.

Welcome all, in every way,
From home and foreign sod,
Because enough of them some day
Together might make God.

—MARY ESTELLE DAUNOY

fundamental position and structure of human liberty among the works of God's creation.

So again, why become a Socialist?

For disillusioned Communists—such as some of the writers in the New Leader—it is true that Socialism offers a kind of temporary shelter where they can keep their humanitarian ideals, if they are not particular about why they are keeping them. For others, Socialism is a limbo of weary or timid intellects, weary or timid, that is, of finding a rational basis for their noble ideals. For still others, it is a "good fight", without the dirty work of Communism nor the hampering logic and rules of Christianty; a program without a philosophy of its own. But Socialism is no place for a man or woman who will not be satisfied with compromise or half measures or activity for activity's sake. Such a one will find Socialim—for all the "Socialist programs" and "programs for Liberals" that appear so regularly in the pages of the New Leader,—finally unsatisfactory.

Socialism and modern Liberalism are constantly trying to discover programs for the remedying of the misery of the poor, and for the reconstruction of the social order. But in 1891 Pope Leo XIII gave the world his Rerum Novarum with the express object of presenting a "remedy for the misery of the poor"; and in 1931 Pius XI drew up the supreme blueprint, in his Forty Years After, for the "reconstruction of the social order."

There is no need to discover a program; what is needed is the toughmindedness and the greatheartedness to discover the program laid down by the Popes, and to work for its realization.

So why be a Socialist?

—From "The Liguorian".

First Oblate Cardinal

by

Thomas F. Flanagan, O.M.I.

In the troubled days after the Franco-Prussian War, Pope Pius IX turned to an Oblate of Mary to govern the Primatial See of France

"The light and glory of the Oblate Congregation"—that is what Pope Pius IX called Joseph Cardinal Guibert, O.M.I., Archbishop of Paris. This glowing tribute came from a Pontiff well acquainted with the Oblate Cardinal's eminent sanctity and his extraordinary service to the Church in France during a crucial period in its history.

Joseph Hippolyte Guibert entered the novitiate of the Missionaries of Provence (as the Oblates were then known) on January 23, 1823. A former student at the Grand Seminary of Aix, he was then but twenty years of age. Three years later he was ordained in Marseilles by Bishop Fortune de Mazenod, the uncle of the Oblate Founder and the following day was sent to Nimes in Southern France.

For the next nine years Father Guibert was engaged in the preaching of missions in the Southern provinces. Here his Christ-like charity won thousands of souls to Christ, who had been alienated both by the false liberalism of the Revolution and the un-Christian rigorism of Jansenistic preachers.

Then in October, 1834, Father Guibert was assigned to the new Oblate Mission in Corsica where he was named Vicar General of the diocese. Here, with the assistance of Father Dominic Albini, "the Apostle of Corsica," he founded a grand seminary and a retreat house for the clergy and established a mission band which was to play an important part in the re-evangelization of the people of the island.

The administrative ability displayed by Father Guibert as Vicar General of the diocese of Ajaccio drew the attention of the Papal Nuncio to France, who recommended him to fill the difficult episcopal office of the diocese of Viviers. On Laetare Sunday, March 11, 1842, in the Dominican chapel of Saint Cannat at Marseilles, Joseph Guibert was consecrated Bishop by the Founder, who was then the Bishop of Marseilles. For his episcopal motto Bishop Guibert chose the second half of the Oblate device: "Pauperes evangelizantur."

The new Bishop of Viviers, upon his entrance into office, met a complicated state of affairs. For some time now the clerical discipline of the diocese had been woefully weakened by an insubordinate faction of priests who, under the leadership of two diocesan priests, the Allignol brothers, had refused to submit to episcopal authority. The former Bishop was aged and physically unable to crush this movement that caused grave scandal among the laity. With firm but prudent measures Bishop Guibert brought this menacing affair to an end. Pope Gregory XVI, through his Cardinal Secretary of State, communicated his warm approval of Bishop Guibert's termination of this dangerous clerical movement.

In the spring of 1854, the diocese of Viviers was sorely afflicted with an epidemic of cholera which carried off many of the clergy and the laity. Going continually from town to town, Bishop Guibert administered to the spiritual and material needs of the people, assisting the government in every way possible in its attempt to check this epidemic. In acknowledgment of his singular public services in this crisis, the government, in January, 1854, decorated him as a chevalier of the Legion of Honour. It is of personal interest that in 1846, Bishop Guibert assigned the care of the Shrine of Notre Dame de Bon Secours at La Blachere to the Oblate Fathers who also established a mission house there.

In 1857, the authority of the Holy See promoted the Bishop of Viviers to the Archbishopric of Tours. In this city lay the ruins of the once famed basilica of Saint Martin of Tours, the Miracle Worker of France. Demolished in 1563 by the fanatical Hugenots, and again devastated in 1793 by the Revolutionists, the basilica of Saint Martin, under the inspiration of Archbishop Guibert, rose again to recall the people of France to their devotion to Saint Martin.

Noted for his unflinching loyalty to the Holy See, Archbishop Guibert took every opportunity to promote the greater influence of Rome in his archdiocese, and, as far as he could, in France. During this time, we find him constantly defending the temporal power of the Papacy against the cries of the Italian and French Liberals and Radicals for the despoiling of the Papal States. In 1869, Archbishop Guibert went to Rome to take part in the Vatican Council. To him falls the distinction of being the first Prelate to cast his vote of affirmation favoring the defining of the Infallibility of the Pope as a dogma of the Church. Before the balloting had started, Archbishop Guibert's health broke down and his physician ordered him to leave Rome and return to Tours. With permission of the Pope, he left Rome, entrusting his sealed vote of affirmation to the hands of the Cardinal Secretary of State, to be opened at the beginning of the balloting.

His last days at Tours were troubled by the disturbances of the Franco-Prussian War. When the Government of National Defense fled from Paris, it established its headquarters at Tours. Pope Pius IX then appointed Archbishop Guibert as his representative to negotiate for peace. Shortly later, the Prussian Army captured Paris and advanced on Tours, causing the French government to flee. In the meantime the Anarchists and Communists, taking advantage of the chaotic state of Paris after the departure of the Prussian army, seized the reins of government in the city, imprisoning Archbishop Darboy and a number of religious. Later, when the army of the National Defense marched on Paris to free it from this tyranny, the Communists fled, killing Archbishop Darboy and many of the religious they had imprisoned.

In appointing a successor to Archbishop Darboy, the choice of the Holy See fell upon the Archbishop of Tours who had shown himself well qualified for this high position. In his characteristic modesty, Archbishop Guibert declined because of his advanced age of 68 and his retiring nature. But Pope Pius IX, through his Nuncio, urged Archbishop Guibert to accept the nomination "as pleasing to his Holiness." The Pope prevailed, and Archbishop Guibert took possession of his new See, November 27, 1871.

* * *

The first solicitude of the new Archbishop of Paris was for the orphaned children, the widows, the sick, and his beloved poor who were left destitute by the recent war and had not the means to provide for themselves.

The years that now followed were the most trying in his life. We find him constantly protesting in the name of the Church of France against the injustice and crimes of the government in their attempts by anticlerical and laicising laws to remove the influence of religion from the lives of the people. His zeal would not allow him to remain quiet under this tyranny. In forceful and condemning language he exposed the duplicity of those impious men who, under the pretext of democracy and social reform, exploited the poor and the ignorant. But Archbishop Guibert did not confine himself to words. As a counterattack to the government's laicisation of the public schools, he created free schools

---

GEOGRAPHY OF SAINTS

A recent news item affords the remarkable information that at least 350 American cities have the names of saints of the Church. California, in addition to 52 cities named after saints, has 11 counties similarly named. Ranking next to California is Texas with 21, Minnesota and Missouri each with 18, and New Mexico is credited with 16. St. John is the name of no fewer than 22 cities; there are 15 named after St. Joseph and 14 apiece for St. Mary and St. Charles. Besides these there are half a dozen or more towns named after Saints Francis, George, Louis, Clair, Anthony, Michael and James. Add to these, four cities named Sacramento, two called Holy Cross, and 11 named after the Holy Trinity, and you have imposing evidence as to the part Catholics played in our national foundations.

throughout his diocese. With the co-operation of the Bishops and the clergy of France, he established L'Institut Catholique, the University of Catholic Philosophy and Theology, to stem the rising tide of irreligion and pagan philosophies in the State universities. With a mind to the proper medical care of the poorer classes, he established the hospital of Saint Joseph and affiliated it with the school of medicine at the University. He realized the influence of a doctor on the lives of the people, and consequently the need of Catholic-trained doctors to offset the harm caused by the doctors trained in the irreligious medical schools of the State.

But the crowning work of Archbishop Guibert was the erection of the famed National Basilica of the Sacred Heart at Montmartre. This work was called the Vow of Montmartre as an expression of the reparation of the French nation for its past offenses against the Sacred Heart and a pledge of its future fidelity. Although he did not live to see its completion, he had the happiness of laying its cornerstone and seeing it well on the way to completion before he died.

On December 22, 1873, Archbishop Guibert was raised to the dignity of the Cardinalate by Pope Pius IX. Three years later, following the death of this beloved Pontiff and dear friend, Cardinal Guibert made his last trip to Rome to take part in the Sacred Conclave that elected Leo XIII to the Papacy. The Cardinal Archbishop of Paris continued active and vigorous in the guidance of his flock till the spring of 1885 when he was taken down with a serious illness which ended with his death on July 7, 1886.

Thus closed the life of one of the most illustrious Oblates in the history of our Congregation. Known as the Cardinal of the Poor, he loved them even to his grave. His last request was that his funeral ceremony be most simple and that the money that would have been spent in the usual ceremonial pomp be given to his beloved poor.

A life-long friend of Bishop de Mazenod, the Founder of the Oblate Congregation, it was only by accident that Cardinal Guibert was the first Oblate to receive the Red Hat. Bishop de Mazenod had been named a Cardinal "in petto" by Pius IX, but died before he could be elevated to the rank of Prince of the Church.

After Cardinal Guibert's death, forty-seven years were to pass before another son of de Mazenod was to become a member of the Sacred College. On March 13, 1933, the late Most Rev. J. M. Rodrigue Villeneuve, O.M.I., Archbishop of Quebec, was elevated to the Cardinalate by the late Pope Pius XI.

Grotto in October

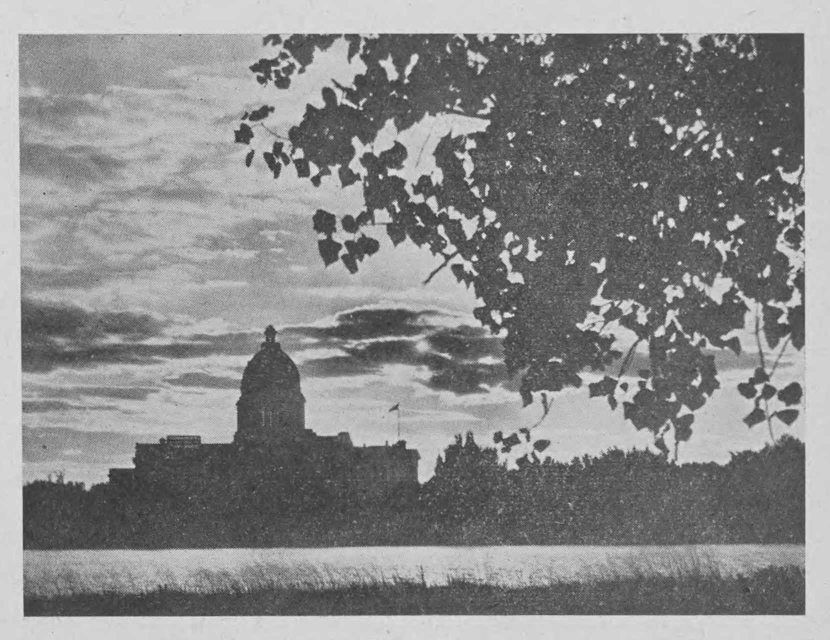
The autumn leaves come drifting down
In gold and orange, red and brown.

They brush the lofty, arching stone
Above Our Lady, there alone.

They slip within her cool retreat
To rustle softly at her feet.

One stops a moment just to stare,
Then kneels to visit her in prayer.

—MARY ESTELLE DAUNOY



Twilight



Medical Corner

Contributed by

J. H. SCHROPP, M.D., C.M., L.M.C.C.

Dear Reader:—Last month I gave you an inkling of my friend, Henry, sitting on my chesterfield, smothering it, to be more exact, that I can't help but bring you more about him. In fact, when this man squeezes through my front door—he can barely make it—I cannot help but liken him to a voluminous walking encyclopoedia from whose magnetic bulk constantly radiates a wealth of humor, laughter and unbridled glee. If it were not for Henry I would have given up this corner long ago to someone more capable.

The very first thing he does, after grunting a faintly audible 'allo, inevitably accompanied by an upward jerk of his waist-line, is to waddle to my frigidaire and help himself to a half-dozen bottles of beer which he cradles in his arms on his way to the chesterfield. The poor thing screeches and screams, almost in the last throes of agony, as it bends beneath his weight. It appears puny and insignificant as everything else does, around him.

Once seated, he immediately begins something like this: "do you know what I heard today?" or "did you read the latest book on . . .", which might treat politics, or religion, or infant feeding, or the highest scores in international pinnocle. And as he talks, his blue eyes dream or wilt, laugh or sparkle, crackle or explode.—each mood portrayed in harmony with the deluge that emerges from his throat.

"Did you catch the worm yet?" he questioned me yesterday and as he questioned the chesterfield rose and fell with the waves of his laughter, the piano resounded in harmony with his tone. "Har, Har! I visited one of your patients at the hospital, and the fellow was so convinced he had a worm in his blood stream that both of us ended up looking for it." (He snatched up another bottle of beer.)

"A worm in his blood-stream!" I put in sidewise.

"Yep!" he whipped back. "Five years ago he had a worm in the main leg-artery over his right hip." he indicated first to the hip then to the groin where the artery is supposed to be. "Well, to cure himself of the worm (quaffing of the beer) he banged his hip with a sledge-hammer." (Puff! Puff! The smoke whistled to the ceiling. His eyes popped as he waited for my answer).

"Did he kill it?" says I.

"Did he kill it?" No! The thing wiggled in behind his knee where he tried to murder it by banging his knee onto a pitch-fork handle stuck in the ground. He missed it a second time and wants you now to open his artery and remove the thing from the sole of his foot."

"Well, now, that is a new one on me," says I.

"New one," he shot back. "It's as old as the hills. In fact it started in the Old Testament long before Moses was found in a basket and certainly long before man knew anything scientifically of such things as worms and doctors and of Social Security."

"Now, what has Social Security got to do with a worm?"

"Everything," says he. "Just as it is impossible from a medical standpoint even to visualize a worm in an artery without catastrophic results, so is it impossible to visualize a system of perfect Social Security except as a mirage, an hallucination, a pipe-dream. Someone gets the brainwave that there is something wrong with an existing political system and immediately starts with hammer and sickle to hack the thing to pieces only to jig-saw the fragments together again without sufficient intelligence to consider the avalanche that is certain to follow."

"But it works in certain countries, doesn't it?" I queried.

He regarded me for a moment, his eyes blazing, his chin stuck out, his body rigid. "Works!" he barked. "You mean, disappears. Poofff! Just like this (snapping his fingers to illustrate), —poof!" he snapped them again. "The zoo is the only place where you will find perfect Social Security, where it is handed out to the captive animal at the point of a pistol, or the crack of a bull

whip. And if the animal becomes unmanageable, ping goes the pistol crack goes the whip. No, Doc, you can force Social Security upon a monkey in a cage, but you will give him his liberty in the jungle."

I didn't say boo. There was nothing to say.

"That's what's the matter with old John at the hospital," he continues. "As a vet he may know a thing or two about the anatomy of a horse. He may also have performed a post-mortem on a horse and found a wormy-looking clot in an artery. From this and from the previous pain in his hip and knee he deduces the obvious, obvious to him but to a medical man the ridiculous conclusion that he must now have a worm in the sole of his foot. He rips medical knowledge and experience to pieces and sticks them together again on an altogether different intellectual plane. This is the nucleus from which Social Security springs —absurdity. Not only absurd but contrary to the laws laid down by the Creator as well as contrary to the laws that govern you and me as individuals."

"He must be nuts to expect me to do an operation that is altogether contrary to medical science. I . . ."

"Not nuts at all," he interrupted. "Under Social Security there would no longer be need for medical science. The State would be the sole judge of your medical and surgical opinions." His last bottle of beer was coming to an end. "You see, Doc, under Social Security it is not right that a doctor should know everything about medicine, a lawyer everything about law, a farmer everything about farming. A perfect Social Security, a perfect social state is that Utopia where everyone would know everything about everything and yet be master of nothing. They know everything and they know nothing. And if they know too much, crack goes the pistol and ten thousand bite the dust. And a bull-dozer chants the requiem. Give me the jungle."

The clock had advanced toward midnight. I bundled him up and drove him to his home in the country. The stars were out and the moon was bright. I hit the hay at once.

A Shred of Brown Cloth

By Eugene A. Cullinan

It looks at though the new medical building will be completed far ahead of schedule," remarked Brother Sebastian, as he and Chief Hagan were strolling through the business section of Briarton. "I understand that Doctor Holt is angling for the position of health commissioner."

Hagan nodded. "Yes. There's no doubt that he'll get it, and he deserves it. He's the best physician in the county. Personally, I dislike him, but I've been backing him to the limit. By the way, a cop was going to punch Holt's nose this morning."

"My goodness!" exclaimed the Brother. "Who would do such a thing?"

"I would, and I almost did!" was the surprising reply. "You remember that relic of Saint Teresa you gave me about five years ago? A small piece of her brown habit, isn't it?"

"Yes. It's one of several given to Father Dominic by Saint Teresa's sister, who is also a Carmelite Nun. But what has the relic to do with the doctor's nose?"

"Plenty!" growled Hagan. "I loaned it to Norah Higgins—Mike's widow. You know her. She's critically ill from asthma and arthritis—been confined to her bed for six months. Luckily, she has a son and daughter who are deeply devoted to her. Young Mike is my clerical man at headquarters, and when he told me of his mother's great faith in Saint Teresa, I gave him the relic to take home to her.

"Well, I dropped around this morning to see Norah, and whom did I meet but Dr. Holt, just as he came downstairs from the sickroom. He was grinning in a way I didn't like.

" 'What's the joke?' I asked.

" 'Superstition!' he answered. 'Jim, the Catholic mind defies analysis. Take this case as an illustration. Here we have a woman who will never leave her bed. She's beyond all medical aid, yet she's confident of being cured by some sort of relic she keeps under her pillow. She insists that this relic eased her suffering the minute she touched it. From what I can see, it's a shred of brown cloth sewed to a card decorated with the picture of a saint. Really, this is a remarkable case of self-hypnosis!'

" 'It happens that the relic belongs to me!' I told him. 'If you could analyze this Catholic mind, you'd jump out the window!' I added.

"He saw the point and apologized in a hurry. Lucky for him that young Mary was standing close by."

"You need more self-control!" declared the Brother. "Don't you know that the sneers of

cynics merely serve to increase the devotion of the faithful? What would you do if you had met Emile Zola? That gentleman ridiculed Lourdes, but refused to visit the holy shrine, declaring that he would not believe the miracles if they happened before his eyes! Well, we can rest assured that he believes them now!"

"Wherever he is!" supplemented the chief, with such vehemence that the Brother was forced to smile.

The pair rounded a corner, and a man coming toward them suddenly turned on his heel and darted into a jewelry shop.

"George Stern!" growled the chief. "He can't look us in the face, so he's ducking us! By gosh, this must be a field day for the Briarton heathens! George Stern — ooh, how I despise that turn-coat!"

Brother Sebastian was shocked. "Honestly, Jim, I'm amazed at your lack of charity!" he declared. "How can you despise a man adrift in an open boat, tossed about on an angry sea? Have you no commiseration for a man hurled by lamentable circumstances into the whirlpool of false philosophy— a weakling in the grip of the evil forces which seek to deprive him of a priceless heritage?

"Let's picture ourselves in George's place when we were children. What and where would we be today, had our positions been reversed? His parents were cruel to him, constantly quarreling, and shockingly ignorant of the faith they brazenly professed but never practiced.

"Do you remember the woebegone, half-starved little figure known in those days as 'Patchy' Stern? His clothes were little better than rags, held together by safety pins, and, at times, by bits of wire! How many times did our mothers force hot, nourishing food into that shivering little body? How many times did they sew buttons and patches on the tattered garments, and darn frayed stockings and mittens?

"George's mother lacked the strength for such chores. But she never missed a show, a dance, or a movie, and she liked liquor as well as her husband did. I recall the time my father bought little George a complete Easter outfit. His father brought it back to our house and abused my father for not minding his own business! The Sterns were not looking for, or accepting 'charity'! That was the only time I ever saw my father really angry!"

"Oh, I know I'm too hot headed!" Hagan conceded. "But please remember that I'm not a religious. I'm a cop."

"George went to public school," the Brother continued. "He attended Sunday school perhaps twelve times a year, and what he learned there he promptly forgot when he reached home. When he grew up, he married his childhood friend, the only girl who did not scorn him in those days of ragged clothes and safety pins. Florence is a credit to American womanhood. She has every conceivable good quality, and I shall continue to pray that she may receive the blessing of the true faith.

"Ignorant of the faith in which he was baptized, George joined a secret society condemned by the Church. He's indebted to that society for the fine position he holds, and he knows that resignation from the society would mean an endless round of employment agencies and a daily hunt through the help wanted columns. However, I'm confident that he will eventually return to the fold, and I anticipate the pleasure of congratulating him."

"What makes you so confident?" asked the officer.

"The fact that George's two daughters attend the Ursuline Academy. He adores those girls, and he's safeguarding their souls. You see, it's impossible to convert a Catholic to another faith. The worst that can be done is to make him a bad Catholic, and men like George are to be pitied. They may have wealth and health, fine homes and exalted social position, but they can never be happy or contented. They know they're wrong, and they desperately clutch at every straw in a futile effort to justify their position.

"Deep in their hearts they hope for an eleventh hour confession and absolution. They lack the courage to approach the haven for which they secretly yearn, though they tremble at the thought of their last hour on earth. Every sudden death that occurs fills them with terror. George will come back, and his zeal in the future will balance his mistakes of the past. We must keep on praying for him."

"How did you know I've been praying for him?" Hagan demanded.

The Brother laughed. "Jim, it's lucky for Briarton that the lawless element doesn't know you as I do? When you shut up like a clam — when your mouth is a straight line and your right eyelid droops, you're dynamite. But when you wave your fists and roar like a lion, you're just a big fake!"

When the pair were driving to the chief's house for supper, Brother Sebastian dropped a bombshell.

"I think we should have some sort of little celebration when Doctor Holt enters the fold," he said.

The startled officer miraculously maintained control of the car.

"Doc Holt!" he gasped. "Jumping jimminy! What makes you think that that could happen?"

The Brother shrugged his broad shoulders. "I feel it. Fellows like Holt need a shock to bring them to their senses. If I were a betting man, I'd give you odds of fifty to one that he's due to receive a severe

but beneficial shock. No, that's all I can say right now. Let me concentrate on Bernadette's marvelous cooking, especially those delicious hot biscuits. Do you think we'll get pie?"

The following Saturday morning Brother Sebastian had just finished breakfast, when Brother Emanuel announced Chief Hagan. The officer was in a high state of excitement as he burst into the reception room and flopped down on a chair.

"Sorry to bother you at such an early hour," he apologized. "Listen to this! Last night Norah Higgins got out of bed and walked downstairs! She's completely cured of asthma, and there's not a trace of the arthritis! She's strong, and she hasn't a single ache or pain! What do you think of that?"

The Brother smiled. "I think that we should have a Mass offered in honor of Saint Teresa."

"There's a fly in the ointment," Hagan continued. "Norah went to the six o'clock Mass with Mary and Mike. She took the relic with her, and she lost it. She doesn't know where. She phoned me to tell me about it, and she was crying. I told her not to worry—that I could get another relic—but it did no good. She's heartbroken. Could you possibly take a run out there with me?"

The Brother shook his head. "I'm afraid not. You know my plans. Father Dominic and I are leaving on the ten o'clock train, to visit Brother Gregory, and we can't get back before tomorrow evening. Suppose you take a message to Norah? Tell her that I forbid her to worry about the relic. Jim, that relic isn't lost, and there's a good reason for Norah dropping it. Wherever it is, it is doing good work—this very minute!"

Hagan stared. "You have another hunch?"

"I don't know. Sometimes, I feel things. Does Doctor Holt know about Norah's recovery?"

"He sure does! He arrived at her house just as she returned from Mass. He said he dreamt she had died, and was worried about her. From what I can gather, he nearly died when he saw her walking! He examined her, and he was trembling violently. When he left the house, he was shaking his head and mumbling to himself!"

Brother Sebastian rose to his feet and consulted his wrist watch.

"I have ten minutes," he said. "Let's visit the chapel."

A week later, the friends were returning from their usual Sunday afternoon drive in the country, when a church bell struck four.

"We're just in time for the Rosary and Benediction at Saint Joseph's," said Hagan, turning a corner and parking his car close to a fire hydrant.

After devotions, the pair gasped in amazement as they emerged from the church. A smiling George Stern was waiting at the foot of the steps to greet them. His wife and daughters were with him.

"May I drive you home?" asked Hagan, after the usual pleasantries had been exchanged.

"It would be a great favor," said George. "I sold my car this morning, and I may soon be compelled to sell the house."

"Goodness gracious!" exclaimed the Brother. "What has happened?"

"Perhaps I'd better explain my part first," smiled Florence, as the car picked up speed. "Chief Hagan, I have a relic you lost. Your name is on the envelope. I found it one morning a week ago, when I was on my way to the bakery. May I keep it a while longer? Oh, thank you! I'm receiving instructions from Father Eberle, and I'd like to offer a daily prayer to Saint Teresa to help us in our present financial crisis."

George smiled grimly. "Crisis is right! Something got into me last Saturday afternoon and I couldn't stay away from the confessional any longer. Of course, I had to quit the lodge. I resigned last Monday—and my boss fired me yesterday! I'm blacklisted in Briarton, and I have good cause to regret being so careless with my money. Heaven knows when I'll get another good job—if ever—but I don't care. I have a clear conscience for the first time in my life!"

"You've nothing to worry about," smiled Brother Sebastian. "You'll have a good job tomorrow morning, if you'll call at my brother Joe's office. You're the very man he's looking for. I'll phone him from Jim's house and tell him to expect you. Oh — don't thank me! Thank God and Saint Teresa."

* * *

For the first time in many years, Brother Sebastian and Chief Hagan had nothing to argue about as they sat in the school office, contentedly puffing their cigars. The door bell rang, and the Brother glanced at the wall clock.

"The doctor's right on the minute!" he observed.

Hagan jumped to his feet. "I'll let him in."

Doctor Holt lost no time in getting to the point.

"Brother Sebastian," he said, "I'm big enough to admit a mistake. I've been a skeptic, but I've had a severe lesson. I phoned you about those books because I'm eager to learn all I can about the miraculous cures at Lourdes, also the life of Saint Teresa. This case of Norah Higgins has left me stunned!"

"You should not be stunned," answered the Brother. "Your father was a minister, and I take it for granted that you read the Bible. Surely you are familiar with the words of Holy Gospel: 'The blind see, the lame walk, the lepers are cleansed, the deaf hear, the dead arise again, the poor have the Gospel preached to them.' "

Turning to a bookcase, the

Brother selected three volumes.

"Here are the books you requested," he smiled, holding them out to the doctor. "The larger one is a work on Lourdes and the other is the life of Saint Teresa. I suggested that you read this other book, 'The Faith of Our Fathers', by James Cardinal Gibbons.

"Doctor Holt, please remember that miraculous cures are manifestations of the divine mercy of God, and they are obtained through the intercession of our Blessed Mother, and the saints we petition to plead in our behalf." The keen blue eyes clouded. "The greatest miracle of all takes place daily, right here in our chapel. It takes place on Catholic altars in every part of the world, every minute, twenty-four hours a day. Alas, it is sad indeed that so many men ignore the grace and the opportunity to witness it!"

The doctor looked puzzled.

"What miracle do you mean?" he asked.

"The Miracle of the Mass!" was the reply.

"I would like to learn more about that," said the physician, "but I must hurry now to the hospital. Could you spare me a little time tomorrow evening?"

Brother Sebastian's ruddy face beamed.

"Indeed I can! Nothing could give me greater pleasure!" he said.

REVERENCE AT WEDDINGS

By Julia W. Wolfe

Weddings, though as old as the hills, are for ever a new and a thrilling sensation to women. The same canopy, the same strip of carpet may figure at the entrance of the church, the same nuptial music may peal forth from the organ, yet every wedding has its own individuality, for there is a different bride. The bridegroom, for the most part, comes in for very little attention; the bride is the cynosure of all eyes. Her gown, her flowers, her carriage, her hair—are all noted by critical though sympathetic feminine eyes, the owners of these eyes, one and all, being a prey to varying emotions. To the bride's mother it is a day of pride, joy and sorrow. She sees her daughter venturing forth on a big uncharted sea in the frail boat of her innocent loveliness. She may make the harbor of married happiness or she may come to grief on the rocks of misunderstanding, as of knowledge that she has made a mistake in her choice of a husband.

Knowing all this, we often wonder how it is that wedding guests in a church are not more grave and circumspect in their demeanor. Does it not jar you to see people behaving more as if they were in a theatre than in a church? A short time ago we attended a big wedding where the guests turned round and chatted quite audibly. We heard discussions of a marriage that had recently "gone on the rocks" and they were already speculating about the marriage they were attending. Surely respect for the occasion should make such an incident impossible. It must be there is less sense of what is reverent these days. A church is a church, whether a sermon is being preached or whether a wedding is taking place in it. Also, let it be remembered that marriage is a solemn rite.

We know that the bride, in her lovely gown, her prettily-gowned maids and flowers and all causes a gala-feeling in the church, but any gala-expression by the guests in the church seems to us to lack reverence.

Why not wait?

After the ceremony in the church there will be ample time for gala-expressions. Then they may frivol to their hearts' content. They may express their views about the location of the honeymoon, and what else appeals to them. All we wish to point out is that this should not be done in the church.

No one who has attended a number of society weddings can fail to have noticed that wedding guests sometimes forget that they are in a church, and talk as if they were in a public square.

Perhaps it is that many wedding guests never pause to think of the tremendous importance of this step taken amid the perfume of flowers. They think only of the pageant of beautiful gowns and ceremonial, They are themselves part of the pageant, and are carried away by the exhilarating atmosphere of gaiety which permeates the sacred building as an invading army of the senses, and drives out the spirit of prayer which is the true atmosphere of any church. If wedding guests really gave themselves up to the thought of what marriage means, even for five minutes, their attitude in the church would be one of gravity. Marriage can be a paradise; it can also be something quite different. The young couple making vows —to be joined for weal or woe to be from henceforth an influence on one another for good or for evil; the young couple going out to face an entirely different life should excite no unseemly hilarity in the hearts of those who have come to see them wed, but rather inspire a silent prayer. Of course, we are aware of thoughtlessness and not deliberate irreverence for the behavior of many people at weddings; but we feel that the church and the ceremony of marriage are profaned by such conduct. It is to us, a violation of all things sacred.

"The Grail".

Biography of Rev. Fr. Peter Leibel, O.M.I.



Oh Jesus! Eternal Priest, keep Thy servant within the shelter of Thy Sacred Heart where none may harm him. Bless his labors with abundant fruit and may they to whom he has ministered, be here below his joy and consolation, and in Heaven his everlasting crown.

Thus we pray for our Father Peter Leibel, O.M.I., who on August 26, 1947, passed peacefully into his well earned eternal reward at Macklin, Sask. Father's health had been failing since August of 1946, but it was not until April, 1947, when he learned he was afflicted with an incurable disease and had not long to live. Hearing his death sentence with his own ears he nevertheless kept on living in hopes, so much so that not for a moment did he show any depression at the thought of parting this world so soon. Cheerfulness was his main characteristic throughout.

June 10, Father was hospitalized at Macklin where he was bedridden to his last day, suffering willingly, cheerfully and perfectly resigned to the Will of God until he took his last breath on August 26th.

His wish was to be a victim of the Blessed Virgin. his main intention in suffering was that God should choose another Priest to take his place in the vineyard of the Lord.

Father Peter Leibel was born at Odessa, Russia, Oct. 11, 1904. Along with parents and older brothers he came to Canada at the age of two. In 1916 he entered St. John's Juniorate at Edmonton. 1922 he went to the Oblate Noviciate at Lachine. P.Q. In 1923 he began his seminary course at Edmonton where he stayed for four years. 1927 saw him at the Scholasticate at Lebret where he was ordained a year later in October, 1928.

In 1929 his priestly career began as assistant at St. Mary's Parish. Regina. In 1930 Holy Obedience called him to St. Paul's College in Winnipeg where he taught for one year. From 1931 to 1932 he was engaged in parish work in the southern part of Saskatchewan. only to be recalled after one year of this work. to the newly opened Oblate House of Studies at Battleford. There he spent two years as professor. 1934 he was sent to Lancer, Sask., as parish priest, from there as parish priest of Fox Valley in 1939 where he made himself more known for his priestly zeal than ever before. One of his big accomplishments at Fox Valley was the building of a new church which is indeed a living memorial of our Father Peter Leibel.

In 1945 he received his final and last obedience and this time to the most northern part of Sask. —Goodsoil. Here in this pioneer parish he labored untiringly until his health forced him to abandon his work.

Funeral services were held at his home parish of Denzil, Sask., in the presence of twenty-two priests and many relatives and friends, on August 28. August 29 interment took place at the Oblate cemetery at Battleford. At the Denzil funeral services Rev. Father Pius Leibel, O.M.I., brother to Rev. Father Peter Leibel officiated at the solemn High Mass with two cousin priests, Rev. Father Martin Volk, of Heisler, Alta., and Sebastian Leibel. of Little Flower parish, Regina, as Deacon and Sub-deacon. Very Rev. Father B. Ueberberg, Provincial of the Oblate Fathers presided at the Absolution.

Rev. Father Pius Leibel again officiated at Requiem High Mass for the repose of the soul of his brother, at Battleford. The final services at the graveside were conducted by His Excellency Bishop Philip Pocock, of Saskatoon. Approximately thirty priests paid their last respects to our Father Peter at the Battleford funeral services.

A special note of gratitude goes to all those who have been his consolation in his greatest time of need. R.I.P.

White Curtain To Hang at the Windows

M. F. RAINER

The little boy was curled, like a tired puppy, on the seat between them. Edith ran a gentle hand across the small forehead, pushing the heavy brown hair back from his face.

"I'm glad we're getting into a town," she said softly. "Bobby will be hungry when he wakes up."

The engine sputtered ominously a moment, shuddered, went on. The man let the car coast down the hill toward the town sprawling before them. "I don't believe this old bus would have made ten miles more," he remarked.

"Do you suppose there's much the matter with it?" the woman asked. Her voice sounded almost hopeful. "Anything bad enough to keep us here a couple of days?"

Mark smiled wryly. His big hand went out from the wheel to rest briefly on her arm. "You're tired of banging around, aren't you, Edith?" he asked. With a smile: "Yes, we'll be here a couple of days all right. I'm going to have the engine overhauled. Might as well cut out this tinkering with it every few days."

They were at the foot of the hill now; before them lay the Main Street, wide and quiet in the late afternoon sunshine. The engine came to life with a coughing sputter and Mark said: "First off, we'll find a boarding house; after I get you and Bobby settled I'll go look up a good garage."

Edith sat up, her eyes brightening with interest. It was a nice little town, she could tell that by looking at the houses; nothing fancy, just good, substantial homes with green patches of lawn around them, tall, strong trees standing as sentinels along the walks.

Running an experienced eye along both sides of the street, she said: "There's a Tourist Home, but it looks too expensive, Mark. Let's go on a little farther."

The man pulled in at a service station. "I'll ask one of the men here about a place," he said.

The grimy attendant looked at them with interest, his glance raking the dusty car. "Sure, I know a place," he answered immediately. "Just keep on down Main Street about four blocks and you'll see it over on the right, Bradford's Boarding House. They're good folks. Been full up while those oil people were making leases around here, but I think she can take care of you now."

Edith roused the child, smoothing his rumpled shirt as Mark parked the car in front of Bradford's. The house rose before them, tall and friendly looking, with rows of green potted ferns along the wide veranda; there was a boy playing with a dog in the front yard and Bobby watched him intently. Together, the man and woman with the child between them, walked up the brick path to the door. At their approach the boy suddenly bolted around toward the back. They could hear his voice: "Mom! Mom! Folks at the front door!"

Almost before they could knock, Mrs. Bradford was there, wiping her hands hastily on a dish towel slung over her shoulder.

"Yes, indeed, I got room for you," she informed them. "A big sunny room right on the front, next to the bath." Smiling at the child: "With a cot in there, too, just the thing for the little boy."

Mark glanced at Edith and she said: "May we look at it, please?" But she knew they would take it; looking at Mrs. Bradford made her feel that everything would be all right.

The room was clean, the furniture worn but sturdy; there were full white curtains at the three windows. Crossing the room, Edith touched the curtains with her fingers. "Makes me think of the curtains Mama made for my room when I graduated," she said, smiling at Mark.

He smiled, remembering. Her mother had made the room so pretty for Edith that year, but Edith hadn't stayed to enjoy it. She had married Mark instead, and in the five years since then she'd never had a room of her own again—just moving about from place to place, going with him.

"The room's all right, Edith?" he ventured gently.

She nodded, glancing past him to where Mrs. Bradford waited in the doorway. "What are the charges?" she asked.

"Well," replied Mrs. Bradford, "that depends. I guess you'll want your meals . . ." As they nodded, "It's cheaper by the week than by the day. How long you figuring on staying?"

Edith looked at Mark, who frowned thoughtfully. "I don't believe it'll take a week to get the car fixed," he said. "Maybe I better go on down to the

garage first and when I find out about the car, we'll know how long we can figure on."

While he went back downstairs to fetch the bags, Edith went into the large bathroom next door. There was hot water; she stood there, testing it, enjoying the warmth. Out on the road, travelling about, a woman missed hot water ... She'd bathe the child, then take a hot bath herself.

"I'm hungry," announced Bobby, watching her from the doorway.

His mother smiled at him. "We'll have supper in a little while, as soon as Daddy gets back from the garage. First though, we'll both have a hot bath."

He wasn't as enthusiastic about that as she, but once the tub was full he went about the task, splashing noisily. Edith hooked up the iron, pressed her white blouse, using the bed for an ironing board; she got out a clean shirt for Mark and one for Bobby. The collars were wrinkled and she pressed them also.

By the time Mark came in, the tantalizing odor of food filled the house. Mark was discouraged; Edith could read that in the sound of his heavy step, before he opened the door.

"It'll take at least a week to fix the car," he mumbled. "They don't have the parts here; they'll have to order some."

The thought of expense stabbed her, but the joy of being able to stay in this lovely room, to live in a home, for even a week, pleased her.

"It'll be like a vacation," Edith said. "I'll have time to get our clothes fixed ... And we can rest up."

Silently, he nodded. Getting his clothes, he went into the bathroom. The oddness of her statement struck him: "It'll be like a vacation." To most people a vacation meant travelling about, going to different places; but to Edith it meant being in a house, staying in one place for a week. She was sick of traveling about, going from one town to another as he sold his pump and well supplies. She'd liked it at first, he remembered, thinking back; when they were both young and there was just the two of them. After Bobby came she had changed a bit; but after they had lost the little girl a year ago, the change was more marked. He felt it, unspoken between them: this desire of hers to settle down in one place, to be a part of a community. Next year, she kept reminding him, Bobby would have to go to school. Well, next year was still twelve months away ...

At the supper table they found themselves seated with a half dozen boarders. Mrs. Bradford and her two daughters served them grits and fried ham, golden yams and turnip greens, hot biscuits and crusty corn bread. There was egg custard for dessert; Mark had never tasted anything as good. When the meal was over they went out upon the wide porch; Bobby and the little Bradford boy, Pete, were getting acquainted on the lawn. The other boarders wandered off down the wide street; stars came out, the scent of honeysuckle rose from the vines along the fence. Edith sat beside Mark in the swing, her hand small and warm between his big fingers.

"I like it here, Mark," she said quietly. "It's like dreaming about a place, and finding it ... This doesn't seem like a strange little town at all. It's as if we'd lived here before."

He stirred restlessly. There was longing in her voice and it hurt him; it hurt because it was a longing for something he had not given her: a home.

"Want to take a walk?" he suggested, urged by his own restlessness.

"Yes." They got to their feet, went down the steps to where the children were playing. Bobby didn't want to go. He looked up at them, his blue eyes rebellious. "I want to play with Pete—and Jock," he said, pointing to the little fox terrier.

"Just for a little walk," coaxed his mother. To Pete: "Ask your mother if you may go with us for a short while," she said. "You and Jock."

Bobby looked pleased. In a moment Pete came back, his round face grinning. "She said all right; Mom said I could keep you from getting lost."

The two children romped ahead of them, tossing sticks which the dog would fetch, or not, as the mood struck him. Once he sighted a fat cat and was off across the fields in pursuit, the children following him with delighted laughter. When they saw the little church, its spire white in the moonlight, Edith exclaimed: "Look — St. Patrick's church, Mark! St. Patrick's—just like the one I went to at home!"

It was like a net closing in on him. "At home." The roots, how Edith longed to put down the roots of their own home and family. He stared up at the church, thinking.

"There's the parochial school over there," Edith pointed to a square brick building across the street. "That's nice, isn't it, Mark?"

A school. Bobby would be going to school next year. But next year was twelve months away ... Mark spoke more harshly than he had intended: "Let's go back. I'm tired, Edith." It was true enough.

She called to the children and saying no more, walked beside him, her hand on his arm. The words she would not say ran around in his mind like trapped animals. "This is a nice town, Mark, a nice little town in which to raise a family ... Mark ... Mark ..." No, she wasn't saying anything, only walking silent and subservient beside him, but the words were loud in his ears just the same.

In the big pleasant room, Mark went to sleep immediately. He dreamed that the mechanic called him to say that the car was ready, and when he told Edith she began to cry... Edith, who never cried. He fought himself up out of the dream into wakefulness and then he heard it: the sound of Edith weeping quietly in the big bed beside him. Like a child's, the sobs were, muffled into the pillow. He started to touch her, to draw the wet, tear stained face to his shoulder and then he paused; Edith was hiding her tears, she didn't want him to know. And he knew for what she wept; lying there, quiet and miserable, he knew . . .

In the morning, after breakfast, Bobby went out into the yard; Edith had gathered up the clothes which Mrs. Bradford had told her she might wash in the basement. Mark was struck with her happy expression this morning; her hair piled high on top of her head, held in place with a bit of bright ribbon she looked like any young housewife, going about her daily work.

"I think I'll go downtown," he remarked suddenly. "See what they're doing about the car."

"I want to go shopping this afternoon," she answered. "Bobby needs some new shoes." Glancing at him: "I'd like to look for a dress—can we afford it?"

He grinned. He could give her that. "Sure," he said easily. "I made a good commission the past two months; this car expense was something we had to figure on anyway."

As he went down the stairway he could hear her singing softly as she gathered up the clothes. In the yard, he paused; Bobby and Jock were sprawled on the grass, playing.

"Where's Pete?" he asked his son.

Bobby looked up. "He went to ask his mother for some cookies. We're going to take a lunch and go over to the berry patch."

Rumpling the boy's hair, Mark went on. He recalled the fun he had enjoyed as a boy; playing with the other kids, owning a dog, roaming the fields. Bobby was missing all that. The man's steps quickened, trying to get away from the thought.

But all that was still with him as he walked down Main Street past all the little stores; it was with him when he saw the sign in the window of Nolan's Supply Store: "Salesman Wanted." Salesman Wanted . . . Mark looked at the sign, went on. His steps faltered, turned; he went back.

As he looked at the sign again he saw his son playing in the fields, going to the little brick school. He saw Edith in a kitchen of her own, cooking, not just eating food that other women had prepared; he saw her hanging clothes—white and clean—upon the line. He heard the bells of St. Patrick's church on Sunday morning, he saw himself and Edith and the child walking up the brick path together, taking the same pew Sunday after Sunday . . .

And suddenly he was filled with a quiet happiness; he could give this thing to them, to his wife, and to his son: the happy, normal childhood, the roots of settled family life. Opening the door, Mark went into the supply store, his step firm and determined.

He told Edith, upstairs in their room before dinner. He would never forget the ecstatic look of happiness which swept over her face, lighting the blue of her eyes.

"Mark! Oh, Mark! You mean —we're going to settle here—have a home . . ."

She cried this time, not hiding her tears and he kissed them away, unashamed of his own. "Yes, Edith, we're going to have a home. Bobby will go to school down the street, like other children, and you'll have white curtains to hang at the windows of your own home . . ."

The Beads of Life's Rosary

When trials come, in whatever form
Be not surprised, they are a part of Life.
Skies are not always fair—we have the storm
To teach us to expect the strife.
When the anguish, hurt, or pain is past,
Threaded upon Life's Rosary chain
Another Bead of value—so amassed
Among the many—may it prove a gain.

—Elizabeth Frances Confarr

CONGO — Faith Flourishes Along the Equator

by William J. McLaughlin, O.M.I.

Badinga, Balori, Bagoli, Babunda, Bashilele, Bawongo, Bapende ... After that list you would expect someone to shout "Sold American!" or "Bingo!"

It is not a train dispatcher or a circus barker trying to separate the gullible curiosity seeker from his nickels. A Belgian Oblate standing in the station in Leopoldville, Belgian Congo, would recognize those names as the African tribes, destined to be the field of his apostolate. All these tribes belong to the Bantu Race and live in the Province of Kasai, Belgian Congo.

It was in 1931 that the Oblates first became interested in this section of Africa. Bishop Van Hee, S.J., Vicar Apostolic of Kwango (Kasal), sought the aid of the Oblates to help his overburdened Jesuit missionaries in this huge territory. The area confided to the Oblates then was equal to two-thirds of Belgium and a few years later it was to be doubled in extent. The native population totalled 300,000.

The Oblates continued the work of evangelization that the Jesuits had started in Ipamu, Mwilambongo, Kilembe. Three Missions—but those three comprised a total of 7,000 Christians and 10,000 catechumens. A flourishing field and one that still shows great promise for the future.

The catechumens must stay at the Mission for two years before they are admitted to Baptism. During this period they receive daily instructions in the fundamentals of the Catholic religion. While living at the Mission they must be fed by the priest. And there are always 2,000 or more catechumens under instruction. Between classes in religion they follow an intensive agricultural program. They cultivate acres and acres of land. The priest rides around on his bicycle from plot to plot to stimulate those who might prefer to watch others work. Watching others work is as fascinating in Africa as it is in America.

The desire of the native to become a Christian surpasses the facilities of the various Missions. Naturally, the native is going to feel hurt when he is refused admittance to the Mission. But such is the case at times. For example, when the "pulupulu" makes its apearance all travel is prohibited by the civil authorities. The pulupulu is a form of dysentery that attacks only the natives. Whites seem to be immune.

An example of the eagerness of even the very young to become a member of the true Church was seen when the pulupulu was raging and a little boy arrived at the Mission. He sat under an hibiscus tree for four days and wouldn't eat a thing. After about his fiftieth request to be admitted, he was told to return tomorrow. "Mfumu, posa nkanda!" — "Father, give me a ticket!" And he left happy in the knowledge that the next day he could come to stay.

They say the ocean never grows tired. The same can be said for the African jungle. An immense expanse, mysterious and living, it is like all expanses, like the heavens, like the sea, like the desert, like the mountains. It has its life, its variety and its language. No two leaves resemble one another. Yet there is complete harmony. Giant trees, several centuries old, raise an enormous verdant head, so hight that you must guess its top where tiny flowers regard the panorama. On the same branch leaves yellow, and the young ones hurry to replace them while the fruits mature ... There is the prodigious, the elegant, the monstrous, the delicate, the fine and the sweet, the straight and the crooked; there is enough for every taste . . . and all that lives! This is what the missionary finds in the northern part of his field. In the central part of Kasai is the bush country; and in the south is found the great savannahs.

The automobile has never penetrated into most parts of this section of Africa. The only means of transportation is the "tippoy"—an armchair on two bamboo poles, carried by the porters over the narrow trails from one Mission station to the next. Such a ride is not all pleasure. About twenty native boys go along to carry all the baggage. Naturally after a few hours they begin to grow tired. The ride grows more jerky. The boys begin to chant in a sombre tone anything and everything that comes into their heads. "Ah! Baptism! When shall we be baptised? My, but Father is heavy to carry!" An instance of extemporaneous chant.

That is not all. They break the silence with sudden inhuman shouts, just to create excitement. And if they feel in a playful mood, they walk into low-hanging vines. The missionary ducks to the bottom, yet gets hit on the head with the vines. A shower of ants, big ones and little ones, comes in on the priest. He protests, and they only laugh and continue to carry him from obstacle to obstacle.

Finally he arrives at a "mavula," a small Mission without

a missionary, formed in the villages that desire one. At the head is a catechist who presides at daily prayer, teaches the rudiments of catechism, and instructs the young how to read. It is mostly the young and children who live at these mavulas, as the old folks are unshakable in their convictions.

When the day for Baptism finally arrives, there are frequently two hundred catechumens to be baptized. It takes two priests about three hours to perform the ceremony. The neophytes have prepared with an intensive three-day retreat in strict silence. On the vigil they observe a strict fast, eating nothing. All this is voluntary. The morning of the great day they rise at 4 and come to the chapel, reciting the Rosary in a body. The next day they receive their first Holy Communion. After that they remain for one month at the post, following the same regulations as the catechumens.

In 1937 Ipamu was erected as a Prefecture Apostolic and the territory entrusted to the Oblates was doubled in size. In 1938 saw the first three native priests ordained. Over thirty boys from Ipamu are now in the seminary. The Oblate Fathers also have the aid of Missionary Sisters from Europe.

A few days after three Sisters of St. Francis de Sales arrived at the new mission of Ngoso, they had the opportunity to endear themselves to the natives. There was a terrific thunderstorm one noontime. The Sisters saw smoke coming from one of the huts, about 100 yards away. Running through water that was almost knee-deep, they arrived at the girls' dormitory and extricated ten bodies. Six of the girls died, and the others recovered due to the care of the Sisters.

Today there are thirty-one Oblate Fathers and five Oblate Brothers in Belgian Congo, serving the eight foundations that are the result of their labors during the past thirteen years. With thousands already members of the flock of Christ, and thousands more clamoring to become Christians, the future of the Church in this part of the Belgian Congo looks bright.

THANKSGIVING 1947

Thank You, God, for the weapons' quiet,
For the battlefields where grass now grows,
For the lives of those who sleep in peace
Under the crosses' still, white rows.

Thank You, God, for the brave lives spared,
For the tired soldiers back from the wars,
For our nation's homes and our nation's bread,
For our land untouched by battle scars.

Grant us, God, that this "lasting peace,"
This "prayer" of Christian brotherhood,
May be attained throughout the world,
Be "practiced," and be understood.

—Mary Estelle Daunoy

The Question Box

Only signed letters will be answered

Please settle this argument: are we allowed to eat beans on Friday, when they have been cooked with pork?

If you remove the pork after cooking, you may eat the beans. The pork flavoring of the beans is not forbidden.

Be careful of mince pie, however, because some species have meat in them. The variety that have apples or dates instead of meat are allowed.

We Catholics abstain from meat on Fridays not because we do not like it, but rather because we do like it. We make that little sacrifice in memory of the Master who made the Supreme Sacrifice.

Why does the Catholic Church condemn astrology and spiritism?

Both astrology and spiritism are condemned by the Church as superstitions which are destructive alike of morals and religion and which lead to fatalism and the denial of Divine Providence. The stars, for instance, exercise no unescapable influence on human life and human affairs, and the casting of a horoscope or diagram of the heavens at the birth of a child in order to foretell its future is downright folly. St. Augustine brands such things as superstitious and unlawful divination.

Likewise spiritism, with its pretense of a "new revelation" and an imagined communion with the dead, is the grossest superstition and a cruel parody of the Communion of Saints. The phenomena of spiritism, physical and psychical, are numerous and extraordinary and often inexplicable. But neither can they be proved as communications from the dead. And they may well be explained by telepathy or by the intervention of evil spirits.

Is hypnotism lawful? Has not the Church condemned it?

The Church has never condemned hypnotism as unlawful, nor has it forbidden its use. The Holy See has even declared that it is perfectly lawful in certain instances—as in the curing of diseases—provided always that there is a sufficiently grave cause, that it does not tend to an illicit end, or one that may in any way be evil, and where there is no danger of superstition or scandal.

Thus hypnotism for mere pleasure or entertainment, as it often occurs today, would be unlawful, for there is no sufficient reason and it often carries with it many dangers: physical, psychical, and moral. However, in the cure of mental patients, in the cure of evil habits, or as an anesthetic, its use by competent and reliable persons is absolutely lawful.

Who were St. Joseph's father and mother? Is anything known of his background? I would also like to know if somebody gets a marriage annulment, do they have their own pastor sign the papers?

Besides what scripture tells us of St. Joseph, the foster father of Christ, we know little or nothing. St. Matthew in his gospel tells us that Jacob was the father of Joseph, the husband of Mary(Knox translation). St. Luke tells us (3:23), "He (Jesus) was, by repute, the son of Joseph, son of Heli." Thus there seems to be some difficulty as to who the father of St. Joseph really was. His mother is not mentioned. Of course there is a possible explanation for this seeming difficulty, namely that St. Joseph was the natural son of Jacob, but the adopted son of Heli.

Regarding the second question, the pastor will help the person concerned, but the declaration of nullity and the papers come from the chancery office of each diocese.

Have you heard these?

Joe—I want to change my name, your honor.
Judge—What is your name?
Joe—Joe Stinks.
Judge—I don't blame you. What do you want to change it to?
Joe—Charlie.

———o———

Fight Manager—Well, what are you beefin' about? You came into this racket with your eyes open.
Pug—Yeah, and they've been closed ever since!

———o———

New Typist (following rapid-fire dictation): Now Mr. Jones—What did you say between "Dear Sir" and "Sincerely yours?"

Teacher: "Have you heard of Julius Caesar?"
Pupil: "Yes, sir."
Teacher: "What do you think he would be doing now if he were alive?"
Pupil: "Drawing an old age pension."

———o———

"You lazy good-fo'nuthin', why don't you-all go to work?"
"Mandy, Ah is an unhappy medium, Ah is."
"Whut's dat?"
"Ah is too heavy fo' light work an' too light fo' heavy work."

———o———

Dinner Guest: "Will you pass the nuts, Professor?"
Absent-minded Prof: "Yes, I suppose so, but I really should flunk most of them."

———o———

Mrs. Askett (on phone) — I sent my little boy for two pounds of bananas, and you sent only a pound and a half.

Grocer—My scales are all right, Mrs. Askett. Have you weighed your little boy since he got back?

Have you Renewed Your Subscription?

If not, kindly do so now.

No matter when your Marienbote subscription expires, you may renew it and your new subscription will begin when the old one ends.

The Marian Press

922-24 Victoria Avenue — Regina, Sask.